Nr. 196 — Jahrgang 12 Einzelnummer 0,20 Zl. Sonntag, den 28. August 1927

Volkswille

Anzeigenpreis: Für Anzeigen aus Polnisch-Schlesien je mm 0.12 Zloty für die achtgespaltene Zeile, außerhalb 0.14 Zlp. Anzeigen unter Text 0,50 Zlp. von außerhalb 0.60 Zlp. Bei Wiederholungen tarifliche Ermäßigung.

Zentralorgan der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei Polens

Abonnement: Vierzehntägig vom 16. bis 31. 8. cr. 1,65 Zl., durch die Post bezogen monatlich 4,00 Zl. Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle Kattowitz, Beatestraße 29, durch die Filiale Königshütte, Kronprinzenstraße 6, sowie durch die Kolporteure

Redaktion und Geschäftsstelle: Kattowitz, Beatestraße 29. (ul. Kościuszki 29). Postscheckkonto: P. K. O., Filiale Kattowitz, 300174. — Fernsprech-Anschlüsse: Geschäftsstelle Kattowitz: Nr. 2097; für die Redaktion: Nr. 2004

Zwischenfälle

Zwei Zwischenfälle auf internationalen Kongressen, die der Verständigung dienen sollen, unmittelbar gegen Deutsche verursacht oder besser gesagt gegen die von ihnen verfochtenen Thesen, ist ein bißchen viel und man kann nicht an ihnen vorbeigehen, wenn auch nach Meinung der Träger solcher Ideen, die Dinge beigelegt sind. Der Nachgeschmack, der trotzdem verbleibt, ist geneigt, eine Atmosphäre zu schaffen, die der Verschärfung der Gegensätze dient und nicht zur Verständigung reift. Man ist in deutschen Kreisen so seit Jahren gewohnt, Dinge hinzunehmen, als wenn es wirklich so weit wäre, daß am „deutschen Wesen die Welt genesen“ könnte. Die Stimmung, die der Geist von Weimar in der Welt nicht gelten läßt, sondern auf den Geist derer von Westarp und Hindenburg hindeutet, ist nicht ganz unberechtigt und der Kurs, der im Reich eingeschlagen wird, ist schuld, daß solche Zwischenfälle wie in Genf und Paris möglich sind. Gerade das Auslandsdeutschtum hat alle Ursachen, solche Vorgänge zu beobachten, wenn der Fortschritt zur Verständigung nicht ganz unterbunden werden soll.

Auf dem Genfer Nationalitätenkongreß sind die deutschen Minderheiten überwiegend vertreten gewesen. Der Vertreter der Minderheiten Deutschlands hat eine Erklärung abgegeben, daß diese Minderheiten in Zukunft den Kongressen fernbleiben, weil sich dieser Kongreß geweigert hat, die friesischen Minderheiten in Deutschland in seinen Bund aufzunehmen. Weiter heißt es in der Erklärung, daß gerade Deutschland in der Minoritätenpolitik zurückhalte und die Lösung, die man mit der dänischen Minderheit getroffen hat, nicht befriedige, die polnische Minderheit fühlt sich jedenfalls in jeder Beziehung vernachlässigt und doch sind es gerade die deutschen Minderheiten im Auslande, die sich immer gegen das Staatsvolk wenden, weil sie sich unterdrückt fühlen. Bekannte Sätze, die wir aber wiederholen, weil ein Körnchen Wahrheit darin enthalten ist. Warum sollen die Friesen Deutschlands nicht als Minderheit anerkannt werden? Weil es den Ultradeutschen nicht paßt; aber wenn irgendwo ein paar Juden aus Armenien kommen, dann sind es eine Minderheit, sie vergrößern den Troß des deutschen Nationalismus an solchen Kongressen und sie sind zur Aufnahme reif. Was wäre es schon für ein Verbrechen gewesen, die ganz unbedeutende Zahl von Friesen in Deutschland als Minorität gelten zu lassen; ein Verbrechen, weil sie es nicht wie die anderen verstanden haben, sich nach dem noch zu schaffenden Statut des Kongresses zentral zu organisieren? Oder wollen die Ultradeutschen behaupten, daß es keine Friesen gibt, die deutsche Staatsbürger sind? Erinnert sie in Polen nicht an die Kaschuben, mit denen das gleiche Spiel getrieben wird, wie mit den Friesen in Deutschland, daß sie sich nicht als eine Minorität fühlen sollen? Aber am deutschen Organisationsgeist ist manches verpatzt worden, warum also ein Geschrei, daß unter Führung der Polen die deutschen Minderheiten ausgeschieden sind. Gewiß ist in der Erklärung des Polen etwas Theaterdonner, aber sie schieden aus dem Kongreß aus und das ist ein Minus, welches die besten Referate über die kommenden Aufgaben nicht hinwegwischen können. Verursacht durch eine deutsche Kurzsichtigkeit, wie sie dem deutschen Nationalismus würdig ist. Denn in Genf waren nicht Freunde ehrlichen Verständigungswillens, sondern die Träger des Geistes, an dessen Wesen die Welt genesen soll. Die wenigen Ausnahmen ändern nichts an der Tatsache, daß der ganze Kongreß unter dem Eindruck stand, daß er eine unter deutschem Einfluß stehende Organisation ist, über deren Entstehung man ja die verschiedensten Gerüchte kolportiert.

Als unser Freund, Genosse Loebe, seine Rede auf der parlamentarischen Union in Paris hielt und auf Deutschlands außenpolitische Wünsche hinwies, war er sich wohl darüber im voraus klar, daß diese Wünsche von französischer Seite eine Beantwortung finden werden. Höchst bedauerlich, daß de Jouvenel der Völkerbundsfreund es sein mußte, der dem Geiste Poincarees Ausdruck gab, dessen Außenminister er später werden will. Gewiß eine üble Hetze, aber zur Freude der Polen und anderer „Gönner“ Deutschlands ein Beweis, daß man vieles am deutschen Geist auszusetzen hat. Denn außer dem Häuflein Demokraten und den Sozialisten im Reich ist man in Deutschland nicht an die Verständigungsthese gebunden, sondern an den Kurs der Deutschnationalen, die trotz Stresemann den Kurs der Außenpolitik bestimmen. Und wäre nicht die Sozialdemokratie, man würde noch ganz andere Töne anschlagen, aber jenseits der Grenzen Deutschlands weiß man mehr, als es die um Hindenburg und Geßler in ihrem begrenzten Untertanenverstand begreifen wollen. Der deutsche Geist beginnt wieder Saaten zu säen, an welchen die Katastrophe von 1914 reifen konnte und gegen diese Saat wenden sich viele Freunde Deutschlands, denen das Verschwinden des „Geistes von Weimar“ im Reich eine drohende Gefahr für ganz Europa ist. Nur zwei Zwischenfälle, aber deren Bedeutung abzuschätzen, versteht man in Kreisen der Ultradeutschen nicht. Mögen sie auch durch Mehrheitsbeschlüsse verkleistert werden, ihre Nachwirkung wird bleiben und hierin liegen die Gefahren für die friedliche Lösung europäischer Fragen.

—II.

Schückings Antwort an de Jouvenel

Deutschland steht fest zum Locarnopakt — aber auch auf Erfüllung der Versprechungen — Kein Hineinziehen in eine antirussische Politik

Paris. In seiner Antwort auf die gestrigen Erklärungen de Jouvenels führte Prof. Schücking für die deutsche Gruppe der interparlamentarischen Union aus, er fürchte, daß die Ausführungen de Jouvenels dem großen Ziel der internationalen Verständigung nicht gedient hätten. Zunächst war in diesen Ausführungen ein tatsächlicher Irrtum. Niemals habe der deutsche Reichstagsausschuß den Vorwurf gegen Belgien erhoben, daß es selbst seine Neutralität verletzt hätte. Zu der Frage der belgischen Neutralitätsverletzung habe sich der Ausschuß überhaupt noch nicht geäußert. Er habe alle Untersuchungen hierüber zurückgestellt.

Durch den Vorwurf der alleinigen Kriegsschuld fühlt sich, auch wenn das Regierungssystem gewechselt hat, das ganze deutsche Volk in seiner Ehre getroffen. Es muß deshalb das Recht für sich wahren, die Kriegsschuldfrage weiter objektiv zu klären. Es ist höchst bedauerlich, daß zwei Jahre, nachdem die ganze Welt den Locarnovertrag als ein Werk der Befreiung begrüßt hat, die Bedeutung dieses Vertrages an dieser bedeutsamen Stelle in Frage gestellt worden ist. Es ist in unser aller Augen unbegreiflich, daß gestern mit solcher Schärfe dieses Werk als unzureichend bezeichnet worden ist, hinter dem der Wille der vertragschließenden Völker steht, und in dem die gesamte Welt diesseits und jenseits des Ozeans die

beste Sicherung des Friedens

erblickt, die unter den heutigen Verhältnissen geschaffen werden konnte. Der Redner hat zwei Gründe gegen den Wert des Locarno-Vertrages geltend gemacht: einmal die Zusicherung, die Deutschland gegeben worden ist für den Fall, daß auf Grund des Artikels 16 des Völkerbundspaktes der Völkerbund eine internationale Exekution verhängen sollte, zum anderen den Abschluß des Berliner Vertrages zwischen Deutschland und Rußland. Was die erste Beanstandung anbelangt, so handelt es sich um nichts weiter als um eine Anerkennung der besonderen Situation, in der sich das deutsche Volk durch seine Abrüstung befindet. Hier ist die entsprechende Formel des Artikels 11 des Genfer Protokolls einfach bei Eintritt Deutschlands in den Völkerbund in das betreffende Schreiben der Vertragsgegner Deutschlands aufgenommen worden. Wie kann man es dem deutschen Volke verübeln, daß es bestrebt war, ohne die großen Kampfmittel der Gegenwart den Zustand des einseitigen Elends von seinem Lande fernzuhalten, daß die Verwicklung in kriegerische Aktionen für uns mit sich bringen mußte.

Was den Berliner Vertrag anbetrifft,

so ist dieser der Ausdruck des Bestrebens gewesen, Befürchtungen zu zerstreuen, daß Deutschland sich durch seine Vereinbarung mit den Westmächten und den Eintritt in den Völkerbund auf eine planmäßige anti-russische Politik festgelegt habe. Diesem Ziele entsprechend enthält auch der Berliner Vertrag sowohl in seinen vier Paragraphen wie in dem beifolgenden Notenwechsel nichts, was den durch Deutschland in Locarno und Genf übernommenen Verpflichtungen widerspräche. Ich muß nochmals mein Bedauern aussprechen, daß die Worte jenes Redners so wirken mußten, als ob der deutschen Politik ein Doppelspiel vorzuwerfen sei.

Besonders befremdet hat uns aber die Tatsache, daß Herr de Jouvenel die Beanstandung gegen unsere Politik zum Anlaß genommen hat, um die Fortdauer der Besetzung am Rhein nicht nur zu begründen, sondern sogar die Rheinlandbesetzung als einzig wirksame Friedensgarantie nach dem Osten hinzustellen. Wir sind der Ansicht, sowohl daß die Bestimmungen des Vertrages uns das Recht geben, die Räumung des Rheinlandes zu fordern, wie auch, daß die veränderten Umstände, die durch Locarno und den Eintritt Deutschlands in den Völkerbund geschaffen sind, für die Gegenseite die Verpflichtung begründen,

Deutschland von der Last fremder Militärokkupation

zu befreien. Wir richten an die Kollegen aller Länder die Frage: Ist es vereinbar mit den fundamentalen Grundsätzen unserer Nation, die Sicherung des Friedens abhängig zu machen von der Einwirkung der Kanonen und Bajonette? Die deutsche Delegation bekennt sich aus vollem Herzen zu dem Grundsatz des Rechts und der Verwirklichung an Stelle der Gewalt und erhofft von der Verwirklichung dieses Grundsatzes die endgültige Versöhnung des deutschen und französischen Volkes, in der wir den Schlüssel erblicken zur dauernden Befriedigung Europas.

Nach der Rede Professors Schückings antwortete de Jouvenel mit einigen Worten. Er begrüßte den Umstand, daß seine eigenen Ausführungen die Erklärung Professors Schückings veranlaßten. Man dürfe aus der interparlamentarischen Konferenz keine reine deutsch-französische Diskussion machen. Die Politik von Locarno erscheine den Franzosen ebenso gut wie den Deutschen. Der französische Standpunkt sei von ihm, de Jouvenel, in seiner Rede völlig loyal gestellt worden. Der Frieden müsse auf Realitäten und nicht auf Worten aufgebaut werden

Einigung in der Besatzungsfrage?

Die englische Antwortnote

London. Die Freitag nachmittag von Briand nach Schluß des französischen Ministerrats bekanntgegebene Einigung in der Frage der Verminderung der Besatzungstruppen, wurde in London erst in den späten Abendstunden bekannt. In politischen Kreisen hatte man noch nicht genug ausreichende Informationen, um zu der Angelegenheit Stellung nehmen zu können. Es scheint aber sicher, daß man in London mit einiger Erleichterung von der bevorstehenden Einigung Kenntnis nimmt, da nunmehr die Gewähr dafür gegeben sei, mit einer festen Abmachung nach Genf zu kommen. Was die materielle Basis anbelangt, so würde man in weiteren Kreisen Londons eine weitergehende Verminderung der Rheinland-Besatzungstruppen vorgezogen haben, ist aber der Auffassung, daß mit einer Herabsetzung auf 60 000 Mann immerhin über den ursprünglichen französischen Plan hinausgegangen wird. Diese Besatzungsziffer von 60 000 Mann war verschiedentlich auch im Zusammenhang mit Besprechungen über den Stand der deutschen Garnisonen in den betreffenden Gebieten genannt worden.

*

Paris. Ueber den Inhalt der englischen Antwortnote auf die französische Note in der Frage der Herabsetzung der Rheinlandtruppenstärke berichtet die Agentur Havas aus London: „Die Diskussion zwischen der englischen und französischen Regierung über die Frage der Rheinlandbesetzung bezieht sich weder auf das Prinzip der Herabsetzung der Truppenzahl, noch auf den Charakter der Besatzung. Im Gegensatz zu gewissen Informationen ist die Diskussion stets in einem ruhigen Tone geführt worden und beschränkte sich ausschließlich auf die Frage der Truppenzahl. Die englische und französische Regierung stimmen darin völlig überein, daß sie die Besatzung nur von dem Gesichtspunkt der Erfüllung des Dawesplanes betrachten, für die sie die Garantie bedeutet. Der Gesichtspunkt der Angelegenheit ist im Gegensatz zu dem, was behauptet wurde, nicht in den Vordergrund geschoben worden. Die Regierungen sind gleichfalls einig in der Anschauung, daß Deutschland seinerseits keine Zahlen festzusetzen habe und daß sie allein über diese zu beschließen habe. Aber es ist klar, daß sie ihre Verpflichtungen vom Jahre 1925 der Reichsregierung gegenüber anerkenne, die alliierte Truppenzahl herabzusetzen, ohne daß man sich allerdings an die deutsche Auffassung von der sogenannten Normalbesatzung halten könnte. Es komme also den englischen, belgischen und französischen Regierungen zu, die Höhe ihrer Besatzungstruppen zu bestimmen. Der Unterschied in der Auffassung zwischen London und Paris ist gering, da es sich um eine Spanne zwischen den Zahlen 60 000 und 56 000 handelt. Der Grund hierfür ist vom englischen Standpunkt aus rein technischer Natur, angesichts der Tatsache, daß die britischen Truppen aus Berufssoldaten bestehen. Auch eine andere, die in der Presse ihr Echo fand, kommt hinzu: Ein gewisser militärischer Sold, der den Wunsch rechtfertigt, im Rheinland eine den französischen Truppen entsprechende Anzahl von englischen Truppen zu unterhalten. Es handelt sich also darum, die Anschauungen der Diplomaten und der Militärs in Einklang zu bringen, was im übrigen nicht unmöglich erscheint, da eine Einigung zwischen den beiden Regierungen über das Prinzip erreicht worden ist. So etwa dürfte der Sinn der englischen Antwort sein, die übrigens die Frage nicht endgültig regelt, und die Unterhaltung zwischen London und Paris nicht beendet, die vielmehr in wenigen Tagen zwischen den englischen und französischen Ministern des Auswärtigen persönlich geführt wird. Die Havas-Note fügt hinzu, daß von einer völligen Räumung des Rheinlandes niemals die Rede gewesen sei, weder in militärischen noch in diplomatischen Kreisen Englands.

Mittwoch fällt die Entscheidung

Berlin. In unterrichteten Kreisen wird angenommen, daß Sir Austen Chamberlain seinen Aufenthalt in Paris am kommenden Mittwoch dazu benutzen wird, um mit den französischen Staatsmännern die Rheinlandfrage zu besprechen.

Tagung der Sozialistischen Arbeiter-Internationale

Die Exekutive der Sozialistischen Arbeiter-Internationale wird vom 11 bis 13. September im „Maison du Peuple“ in Brüssel tagen. Auf der Tagesordnung stehen neben der Behandlung der allgemeinen politischen Lage und einer großen Reihe organisatorischer Fragen vor allem die Vorbereitungen für den Internationalen Kongreß 1928 und der Bericht der Abrüstungskommission der S. A. J., den diese in ihrer Sitzung in Zürich vom 27. bis 29. August endgültig fertigstellen wird. Im Zusammenhang mit diesem Problem wird auch ein Vorschlag der Labour Party über die Ausdehnung der Schiedsgerichtsbarkeit auf politische Konflikte im Rahmen des Völkerbundes behandelt werden. Ebenso wird ein Vorschlag der Labour Party bezüglich der Grundsätze für die Reform des Strafverfahrens zur Behandlung kommen.

Am Nachmittag des 11. September, um 3 Uhr, findet die feierliche Enthüllung des von der S. A. J. errichteten Denkmals für Matteotti im Salle Blanche des Maison du Peuple in Brüssel statt. Im Namen der Internationale wird ihr Präsident Henderson, im Namen der italienischen Sozialisten Turati und im Namen der Belgischen Arbeiterpartei, die das Denkmal in ihre Obhut übernimmt, ihr Sekretär van Roosbroeck sprechen. Am Abend des gleichen Tages findet eine künstlerische Feier statt, an der ein deutscher, ein französischer und ein italienischer Redner sprechen werden.

Der Sitzung der Exekutive geht, wie schon gesagt, die Sitzung der Abrüstungskommission und außerdem am 9. September die Sitzung der Kolonialkommission der S. A. J. voraus. Am 10. September tagt das Büro der S. A. J., um die Arbeiten der Exekutive vorzubereiten. Am 12. September findet die konstituierende Sitzung der Kommission zur Untersuchung der Lage der politischen Gefangenen statt.

Gegen den Terror in Bulgarien

Eine Demonstration der sozialdemokratischen Fraktion.

Die sozialdemokratische Fraktion im bulgarischen Parlament hat sich geweigert, einen Delegierten zur Tagung der interparlamentarischen Union, die Ende August in Paris beginnt, zu entsenden. Der „Narod“, das Zentralorgan der bulgarischen Sozialdemokratie, berichtet, daß Parlamentsfraktion und Zentralkomitee der Partei darin einig waren, die Ernennung des sozialdemokratischen Abgeordneten Kristo Pastuchoff zum Mitglied der Delegation zurückzuweisen, um einerseits zum Ausdruck zu bringen, daß das bulgarische Parlament nicht der Ausdruck des freien Volkswillens ist, und um zweitens gegen die Finanzpolitik der Regierung zu demonstrieren, die auf der einen Seite kostspielige Repräsentationspflichten erfüllt und zugleich den Staatsangestellten ausreichende Löhne verweigert.

Albert Thomas besucht Berlin

Albert Thomas, der Direktor des Internationalen Arbeitsamtes in Genf, trifft am 29. August in Berlin ein. Thomas will die Tagung des Verwaltungsrates vorbereiten, die zum erstenmal außerhalb Genfs vom 10. bis 15. Oktober in Berlin stattfinden wird. Das Programm dieser Tagung ist außerordentlich umfangreich: es umfaßt die Unfallverhütung, die Mindestlöhne, die Arbeitsverhältnisse der Seeleute und internationale Arbeitslosenversicherung.

Amerikanischer Strafprozeß — ein Skandal

Berlin. Wie die Abendblätter aus Atlantic City melden, erklärte Bundesanwalt Tuttle vom Neuyorker Distrikt, ohne den Sacco-Vanzetti-Fall ausdrücklich zu nennen, der amerikanische Strafprozeß sei von einem der obersten Bundesrichter als ein Skandal bezeichnet worden. Kürzliche Vorkommnisse zeigten jedoch, daß es sich nicht nur um einen nationalen Skandal, sondern auch um eine nationale Gefahr handle, die im Inland das Vertrauen und die Sicherheit zerstöre und im Ausland Kritik und Protest errege. Die Reform des Strafprozesses sei eine alte Forderung. Ein kürzlicher Vorfall zeige jedoch, daß ein Wechsel des Systems nicht mehr reine Reformangelegenheit, sondern eine Sache der nationalen Sicherheit sei.

Friede unter den Völkern

Eine Entschließung des Senators Magnette auf der Tagung der interparlamentarischen Union.

Paris. Von dem belgischen Senator Magnette wurde am Schluß seiner Rede eine Entschließung eingebracht, in der es u. a. heißt:

Die interparlamentarische Union bezeichnet als höchstes Ideal den Frieden unter den Völkern. Sie verurteilt jeden kriegerischen Angriff, jeden Revanchekrieg und jede Anwendung von brutaler Gewalt. Die interparlamentarische Union betrachtet als wichtigstes Element die Annäherung und Wiederverständigung, die moralische Entwaffnung der Völker und loyale Anerkennung der von ihnen begangenen Fehler. Ohne diese Anerkennung würde die Welt in Unsicherheit weiter leben müssen und jede Verständigung würde oberflächlicher Natur bleiben. Da die Belgien während des Krieges zugefügten materiellen Schäden aller Wahrscheinlichkeit nach nicht wieder gutgemacht würden, hätte Belgien das Recht, wenigstens eine moralische Genugtuung zu verlangen, die dem Frieden im hohen Maße nützlich sein würde. Die interparlamentarische Union erklärte daher, daß die Verletzung der belgischen Neutralität im August 1914 ein höchst beklagenswerter und tadelnswerter Akt sei und spreche die Hoffnung aus, daß die Achtung vor den Vertretern in Zukunft die Völker leiten möge.

Rücktritt Cecils?

Berlin. In politischen Kreisen sind nach einer von den Morgenblättern wiedergegebenen Reutermeldung in den späten Abendstunden hartnäckige Gerüchte im Umlauf, wonach Viscount Cecil, der Kanzler des Herzogtums Lancaster, von seinem Posten im Kabinett zurückgetreten ist. Es soll der Grund in Meinungsverschiedenheiten mit mehreren seiner Ministerkollegen bestehen, die sich auf den Völkerbund beziehen. Cecil hat sich geweigert, diese Behauptung zu bestätigen oder zu dementieren.

Der Rädelsführer der Genfer Ausschreitungen verhaftet

Basel. Der Genfer Polizei ist es gelungen, den Haupträdelsführer der Demonstration vor dem Völkerbundsgebäude und der Zerstörungsaktionen in anderen Teilen der Stadt zu verhaften. Es handelt sich um einen 17½jährigen schweizerischen Studenten.

Das Genfer Polizeigericht hat bereits eine Reihe der Manifestanten, die sich geringerer Vergehen, wie Beschimpfungen von Beamten, Widersetzlichkeiten usw. zu Strafen von 24 Stunden Arrest bis 12 Tagen Gefängnis verurteilt.

Dank an Hörsing

Die Zusammenarbeit der Staatsaufsicht mit der Selbstverwaltung

Der Landeshauptmann der Provinz Sachsen hat an den ausscheidenden Oberpräsidenten Hörsing ein Dankschreiben gerichtet, in dem es heißt:

„Indem ich für die freundliche Benachrichtigung von der Niederlegung Ihres Amtes als Oberpräsident der Provinz Sachsen bestens danke, ist es mir ein Bedürfnis, Ihnen meine und der Provinzialverwaltung besten Wünsche für Ihr ferneres Wohlergehen zum Ausdruck zu bringen.

Gleichzeitig aber möchte ich Ihnen sowohl in meiner Eigenschaft als Landeshauptmann der Provinz Sachsen wie auch im eigenen Namen herzlichen Dank sagen für die überaus angenehme jahrelange Zusammenarbeit. Wenn überall im deutschen Vaterlande das Zusammenwirken von Staatsaufsichtsbehörde und Selbstverwaltung so wäre, wie es sich in der Provinzialinstanz der Provinz Sachsen herausgebildet hat, würden die vielen berechtigten Klagen in den Kreisen der Selbstverwaltung verstummen und sicherlich die Autorität des Staates stark gefestigt werden.“

15000 Solinger Arbeiter ausgesperrt

Berlin. Nach einer Morgenblättermeldung aus Solingen hat der Arbeitgeberverband des oberen Kreises Solingen beschlossen, die Fabrik- und Heimarbeiter auszusperren und die Kündigungen zum 29. 8. auszusprechen, die darauf am 12. 9. Wirksamkeit erhalten, falls nicht bis dahin eine Einigung zwischen Gewerkschaften und Firmen erfolgt ist.

Nanking von den Nordtruppen eingeschlossen

London. Wenn auch Nanking noch nicht gefallen ist, so wird doch aus Schanghai bestätigt, daß die Truppen Suntschuansangs den Yangtse überschritten und die Stadt Nanking eingeschlossen haben, die unter dauerndem Bombardement steht. Nordtruppen haben auf der Strecke Schanghai-Nanking einen Eisenbahnzug zum Entgleisen gebracht, wobei 20 Personen getötet wurden. Sie haben auch diese Strecke vom Verkehr mit Nanking abgeschlossen.

Amerikanische Kriegsschiffe in Nanking beschossen

London. Wie aus Washington gemeldet wird, teilt das amerikanische Staatsdepartement mit, daß zwei amerikanische Kriegsschiffe gestern beim Passieren von Nanking mit Gewehrfeuer beschossen wurden. Ein Matrose wurde leicht verletzt. Das Feuer wurde mit Maschinengewehrfeuer beantwortet.

Ein schweres Handgranatenunglück

Warschau. Während einer Militärübung in der Nähe von Stanislau ereignete sich am Freitag eine schwere Explosion, die auf Unachtsamkeit bei einer Handgranatenübung zurückzuführen ist. Ein Offizier ging inmitten einer Abteilung Soldaten derart fahrlässig mit einer Handgranate um, daß diese, während er sie in der Hand hielt, explodierte und ihn selbst und einen neben ihm stehenden Soldaten in Stücke riß. Außerdem wurden dabei 15 weitere Soldaten schwer verwundet und mußten ins Krankenhaus transportiert werden.

Absturz eines polnischen Militär-Flugzeuges

Thorn. Während eines Uebungsfluges geriet unweit von Thorn ein polnisches Militärflugzeug in Brand und stürzte ab. Der Insasse, der Kommandant der Thorner Fliegerstaffel, war auf der Stelle tot. Der Apparat ist vollkommen zerstört.

Das portugiesische Kabinett umgebildet

Lissabon. Nach langwierigen Bemühungen des Präsidenten ist jetzt die Regierungsumbildung vollzogen worden, auf die die portugiesischen Monarchisten durch den kläglich gescheiterten Offiziersputsch Einfluß zu nehmen gesucht hatten. Neu besetzt wurden folgende Ministerien: des Innern mit Jose Vicente Freitas, der Justiz mit Manuel Rodriguez jun., des Handels mit Jvens Ferraz, des Unterrichts mit Alfredo Magalhaes, der Landwirtschaft mit Alves Pedrosa. Das Marineministerium leitet interimistisch der Kolonialminister Belo.

Vermögen in Luftmarken.

Die Umkehr der deutschen Flugzeuge „Bremen“ und „Europa“ ist nicht nur für alle Freunde des deutschen Flugwesens eine große Enttäuschung gewesen, sondern besonders auch für die, die Briefe und Karten mit der Flugpost abgesandt haben. Diese Postsachen hätten, wenn sie glücklich über den Ozean gebracht worden wären, einen Wert besessen, der die ursprüngliche Frankierung um das Vielfache übertrifft. Keine Gattung von Briefmarken ist ja von einer solchen Hausse ergriffen, wie die Luftpostmarken. Wie groß diese Steigerung ist, zeigen z. B. die Marken, die bei dem mißglückten Transozeanfluge Harry Hawkers ausgegeben wurden. Jede der 200 Luftpostmarken von Neufundland, die für diesen Flug bestimmt waren, kostete ursprünglich 40 Mark; in letzter Zeit sind auf Auktionen für unbenutzte Marken 1500 Mark und mehr bezahlt worden. 95 dieser Marken sind gestempelt und befanden sich auf der Post, die Hawker mitnahm; von ihnen hat eine den höchsten Preis erreicht, der bisher für eine Luftmarke bezahlt wurde, nämlich 4800 Mark; Briefe die Sir Roß Smith bei seinem ersten Flug von England nach Australien mitführte, werden mit Preisen bis zu 2600 Mark bezahlt. Marken von der Post, die John Alcock bei seinem ersten Transozeanflug mit sich führte, sind von ihrem Nominalwert von 1 Dollar auf 175 Dollar gestiegen. Sehr hohe Preise werden auch jetzt schon für die Briefe gezahlt, die Lindbergh während seiner Tätigkeit bei dem amerikanischen Luftpostdienst beförderte, lange bevor er seinen berühmten Transozeanflug ausführte.

Die Bande des Schreckens

The Terrible People

von Edgar Wallace

31)

„Wenn ich Sie recht verstand, handelt es sich um Selbstmord, Miß Revelstoke.“

„Es war kein Selbmord. Simpkins meinte, daß eine Waffe nicht vorgefunden wurde. Er ist ein alberner Mensch, wenn er auch Arzt ist.“

„Aber wer kann ihn getötet haben?“

„Stellen Sie keine dummen Fragen, Kind!“ sagte die Frau gereizt. „Er ist tot, das genügt. Ich will nur hoffen, daß die Bank zahlungfähig ist oder sonst nichts Schlimmes vorliegt. Was Mr. Long betrifft, soll er nach Henrys Meinung keinen besonders guten Ruf in Scotland Yard genießen. Dieser Vorfall wird wohl sein Ende bedeuten.“

Ihre Stimme ließ ungekünstelte Bosheit erkennen. Das Mädchen richtete sich auf und starrte sie an.

„Sie haben — Sie haben wohl Mr. Long nicht besonders gern?“ stotterte sie.

Es erschien ihr seltsam, daß der Wetter Long für irgend jemand nicht als eine anziehende Persönlichkeit galt.

„Er wird selbstverständlich die Schuld auf die Bande des Schreckens schieben. Die Bande des Schreckens ist wahrscheinlich eine Erfindung seines Gehirns, um seine Mißerfolge zu verdecken. Ihn gern haben? Herr Gott!“

Sie fügte einige deutsche Worte hinzu, beherrschte sich aber sofort wieder.

„Nora,“ rief sie, „die Vergangenheit jeder Frau weist etwas auf, was sie nicht an die Oeffentlichkeit gebracht zu haben wünscht. Durch irgendwelche außergewöhnliche Umstände hat Mr. Long eine meiner alten Torheiten ausfindig gemacht, die, wie ich dachte, längst vergessen und begraben sei. Ich will mit Ihnen nicht darüber sprechen. Sie würden sich dabei wahrscheinlich langweilen und glauben, daß ich verrückt bin. Einst in Kopenhagen, als ich noch ein sehr junges Mädchen war...“

Sie atmete tief.

„Das soll genügen. Nein, ich kann Ihren Mr. Long nicht leiden!“

Das Mädchen schwieg. Unter diesen Umständen wäre es mehr als Torheit gewesen, wen sie versuchte, einen Mann zu verteidigen, der sicherlich nur seine Pflicht erfüllte. Ihr erschien es unmöglich, daß Arnold Long einen Vertrauensbruch begehen könnte.

„Was ist das für eine Geschichte mit der Explosion in Ihrem Zimmer, Nora?“ fragte Miß Revelstoke plötzlich.

Das Mädchen konnte ihr nur berichten, was geschehen war.

„Ich wußte nichts davon, bis ich Mr. Long fand, der meine Tür zu öffnen versuchte. Eins der Stubenmädchen erzählte mir, daß sie drei oder vier Schüsse gehört hätte, und als ich mit Mr. Long eintrat, brannte etwas im Kamin: ein dicker Papierstreifen.“

„Was ist damit geschehen?“ fragte Miß Revelstoke neugierig, und Nora erzählte es ihr.

Augenscheinlich war es für die alte Frau keine besondere Besorgnis erregender Vorfall, denn sie erwähnte ihn nicht wieder. Sie ging hinunter, um sich mit den anderen Gästen zu unterhalten, und ließ das Mädchen zum Packen zurück, denn sie äußerte sofort nach dem traurigen Ereignis die Absicht, am nächsten Morgen nach London zurückzukehren. Nora war sehr beschäftigt, als an die Tür geklopft wurde. Mr. Cravel trat ein. Man sah, daß er seiner Erregung Herr zu werden versuchte.

„Alle reisen ab“, stöhnte er. „Der Arzt hat die Nachricht verbreitet. Das wird mein Ruin sein!“

Und doch war seine Stimme sehr ruhig und sein Benehmen mehr das eines Mannes, der über das Mißgeschick eines anderen spricht.

„Ich hoffe, daß die Sache bis zum nächsten Jahre vergessen sein wird. Ich wollte sowieso größere Umbauten vornehmen. Ich werde den Teil, in dem das unglückliche Selbstmordzimmer liegt, umbauen lassen. Dorthin kann auch leicht die Treppe verlegt werden.“

Die ganze Tragödie interessierte ihn nur insoweit, wie sie sein Schicksal betraf. Vielleicht war das natürlich, dachte das Mädchen, und doch sprach eine gewisse Kaltblütigkeit aus seiner Geringschätzung für die Schreckenstat, die Joshua Monkford in die Ewigkeit befördert hatte. Das stieß das Mädchen beinahe ab.

Als Miß Revelstoke zurückkehrte, sprach Nora zu ihr über die anscheinende Unempfindlichkeit des Geschäftsführers.

„Meine Liebe! Sie erwarten doch nicht etwa, daß er über den Tod des armen Monkford weinen sollte?“ fragte die alte Frau mürrisch. „Er ist wahrscheinlich ruiniert, wenigstens soweit diese Saison in Betracht kommt. Nur die wahnsinnigen Golfspieler bleiben da, die übrigen Gäste verlassen Heartsease morgen früh. Ein Teil ist bereits abgereist. Die Woche ist von Cravels Standpunkt aus verdorben. Ich bin der Meinung, daß es wunderbar ist, wie der Mann seinen Kopf bewahrt. Ich traf Ihren Detektiv unten. Er fragte, ob er heraufkommen könnte, um mit Ihnen zu sprechen. Sie haben doch nichts dagegen?“

Nora schüttelte den Kopf.

„Ich kann mir nicht vorstellen, welche Aufklärung er von Ihnen erwartet“, fuhr Miß Revelstoke fort. „Ihnen macht es doch nichts aus, wenn ich Sie mit ihm allein lasse? Schon der Anblick des Mannes reizt mich.“

Bald darauf erschien Arnold Long. Das Mädchen fand, daß er sehr müde aussah. Die Anstrengung schien ihn mitzunehmen. Sie empfand für ihn großes Mitgefühl.

Unerwarteterweise für Nora zeigte Miß Revelstoke keine Voreingenommenheit gegen den Detektiv, indem sie beide allein ließ. Im Gegenteil, sie machte keine Anstalten, das Zimmer zu verlassen.

„Nun, Mr. Long, haben Sie etwas entdeckt?“

„Nein,“ sagte er kurz, „nur das eine, daß Monkford ermordet worden ist.“

„Aber wie? Der Geschäftsführer erzählte mir, daß das Zimmer leer war, als Sie beide eintraten, und daß Sie der einzige Mann waren, der sich bei der Erschießung in der Nähe Monkfords befand!“

Der Wetter schaute sie an.

„Ich? Das ist mir noch nicht eingefallen“, versetzte er ironisch.

„Ich darf wohl annehmen, daß es anderen auffallen wird“, sagte Miß Revelstoke. „Mr. Cravel erzählte mir, daß er im zweiten Stockwerk war, als er den Schuß hörte und herauflief. Er fand Sie vor der Tür zu Monkfords Zimmer, beim Versuch, diese zu öffnen. Warum sollte sie verschlossen gewesen sein?“

„Ich habe mich selbst gewundert, aber sie war verschlossen.“ Die alte Frau zuckte die Achseln, ihre Mundwinkel verrieten Heiterkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Polnisch-Schlesien

Nachklang vom Betriebsrätekongreß

Von Teilnehmern des letzten in Kattowitz stattgefundenen allgemeinen Betriebsrätekongresses wird uns geschrieben:

Fast die gesamte polnische Presse berichtete, daß der Kattowitzer Betriebsrätekongreß unter dem Schutze der Polizei stattgefunden habe, ferner, daß versucht wurde, ihr einen kommunistischen Anstrich zu geben. Eine solche Berichterstattung ist eine irreführende und beweist, daß die betreffenden polnischen Blätter nichts anderes bezwecken, als in provokatorischer Weise auf die Oeffentlichkeit einzuwirken. Die Versuche der Arbeitslosen und anderer Kreise, an dem Kongreß teilzunehmen, sind von allen Kongressen her bekannt, und daß es dabei mitunter ziemlich laut zugeht, ist nicht zu verwundern, aber bisher brauchte die Polizei nicht einzugreifen, weil sich dieses „Lautwerden“ von selbst beruhigte. Beim letzten Kongreß jedoch benachrichtigten Mitglieder der Arbeitsgemeinschaft selbst die Polizei, welche diejenigen, die keinen Zutritt in den Saal der „Eremitage“ erhielten, in aller Ruhe zur Ordnung mahnte, dem auch ohne weiteres stattgegeben wurde. Daß nachher die Polizei sich vor dem Kongreßlokal noch eine geraume Weile aufhielt, ist nicht verwunderlich, war aber gar nicht notwendig gewesen. Wenn andererseits von Festnahmen berichtet wurde, so ist das glatt erfunden, lediglich eine Person ist aus dem Saal polizeilich entfernt worden, und das konnte auch vermieden werden, wenn die Leitung des Kongresses nicht allzu nervös und planlos gewesen wäre. Von einem Versuch, einen kommunistischen Anstrich der Konferenz zu geben, kann gleichfalls keine Rede sein, denn bei derartigen Gelegenheiten kommt es jedesmal vor, wenn vereinzelt Betriebsräte ins extrem politische Fahrwasser geraten oder dementsprechende Resolutionen einbringen. Wenn aber der Verlauf der Konferenz nicht so war, wie man ihn wünschte, so ist das hauptsächlich der Arbeitsgemeinschaft zuzuschreiben, die es bis heute am allerwenigstens verstanden hat, den Interessen der Arbeiterschaft gerecht zu werden. Wenn aus diesem Grunde sich zeitweise eine gewisse Aufregung bemerkbar macht, so ist das nur verständlich.

Wir können im allgemeinen diesen Ausführungen nur zustimmen. Die Red.

Eine faule Ausrede der Industriellen.

Der Abbau der Arbeiterschaft im Bergbau wie auch in den Eisen- und Metallhütten hat eine Spannung hervorgerufen, die viel Kopfzerbrechen nicht nur innerhalb der Arbeiterschaft, sondern auch der Regierung und nicht weniger den Arbeitgebern selbst verursachte. Es ginge alles bei dem Abbau, wenn alle übrig gebliebenen Arbeiter immer gesund wären, und wenn der Manteltarif die „Urlaubsfrage“ nicht enthalten würde. Die Arbeiterschaft ist bis auf das äußerste reduziert und abgezählt. Ist einer verletzt oder erkrankt und muß ins Krankenhaus, dann müssen eben die anderen für den Fehlenden die Arbeit ausführen. Will der ausgemergelte Arbeiter seinen ihm zustehenden Urlaub nehmen, dann heißt es, daß das unmöglich ist, es sind keine Arbeiter da, um ihn zu ersetzen. So wird es in der „Huta Zgoda“ und anderen Anlagen gemacht. Man erklärt eben dem Arbeiter, er könne Urlaub nicht erhalten, weil für ihn kein Ersatz vorhanden ist und damit ist für die Verwaltung die Angelegenheit erledigt. Was soll man dazu sagen?

Tausende von Arbeitern sind auf die Straße geworfen worden, sie müssen hungern und darben samt ihren Familien und andere müssen schuften über ihre Kräfte hinaus, für einen niedrigen Lohn und können den ihnen zustehenden Urlaub nicht erhalten, weil angeblich zu wenig Arbeitskräfte vorhanden sind. Wo sind hier die Instanzen, welche den Arbeitgebern eine so weitgehende Genehmigung erteilten, die Arbeiterschaft so weit zu reduzieren, daß die Urlaubsfrage nicht ordnungsgemäß erledigt werden kann? — Warum greifen diese Instanzen nicht ein? — Sollen denn immer die Arbeitgeber ihr Recht behalten, während die Arbeiterschaft zu Grunde geht? Der dümmste Mensch muß hier einsehen, daß alles dieses nur Unternehmermachenschaften sind. Das ewige Jammern über schlechten Geschäftsgang, wirkt geradezu unsinnig. Wir sehen, daß die Betriebe erweitert und modernisiert werden erst jetzt, wo im Auslande dies schon längst geschehen ist. Hier will man das Erweitern und den Ausbau der Betriebe auf Kosten der Arbeiterschaft vornehmen, deshalb auch die schroffe Ablehnung der Arbeiterforderungen auf Erhöhung der Arbeiterlöhne.

Der Schlichtungsspruch im Baugewerbe bestätigt

Das Ministerium für Arbeit und Sozialfürsorge hat den Spruch des Kattowitzer Schlichtungsausschusses in der Lohntariffrage des Baugewerbes bestätigt. Die Bestätigung wird in den nächsten Tagen im „Dziennik Ustaw“ veröffentlicht werden. Bekanntlich haben die Bauunternehmer diesen Spruch nicht angenommen.

Die Sanacja moralna dehnt sich aus

Die „Polska Zachodnia“ kündigt an, daß sie vom 1. September siebenmal in der Woche erscheinen wird. Außerdem erhält sie eine Reihe von Beilagen, darunter auch eine, die der Arbeiterbewegung gewidmet sein wird. In den Kreisen der Sanacja moralna hofft man, daß nach der Blosstellung Korfantys die Zahl der Anhänger der Sanacja moralna erheblich steigen dürfte. die „Polska Zachodnia“ soll die „Polonia“ ersetzen und daher wird sie verstärkt und siebenmal herausgegeben. Alle diese Pläne hindern nicht, daß das Blatt erhebliche Defizite aufweist. Seit 29. November 1926 bis heute weist sie, nach der „Polonia“, ein Defizit von 148 000 Zloty aus. Für unsere Verhältnisse ist es gerade nicht wenig in den paar Monaten. Wer wird da das Minus decken? Eigentümer sind bekanntlich der Verband der ehemaligen Aufständischen, vertreten durch die Herren Kornke und Olschowski, Herr Witczak aus Jastrzemb, Bürgermeister Grzesik und Ing. Przedpelski. Die genannten Herren haben ein Betriebskapital in der Höhe von 20 000 Zloty zu erlegen gehabt, während das eigene Kapital nur 20 000 Zloty beträgt. Nach den bestehenden Gesetzen hätten die genannten Herren schon längst Konkurs anmelden müssen, was sie aber nicht getan haben. Dieselben Herren haben auch die Druckerei der „Polska Zachodnia“ im Werte von 200 000 Zloty gegründet. Es kommen also hier ziemlich hohe Beträge in Frage, wie wir sehen. Nachdem die „Polska Zachodnia“ vom 1. September vergrößert wird, werden selbstverständlich die Defizite noch größer sein. Möge uns doch das sonst redselige Blatt verraten, wer diese Beträge beisteuern wird.

Die Flüchtlingsfrage vor der Liquidierung

Eine der heikelsten und nicht minder brennendsten Fragen ist bei uns die Flüchtlingsfrage. So lange die Flüchtlingsfrage offen bleibt, ist ein friedliches Leben der beiden Nationen neben einander dies- und jenseits der Grenze einer ständigen Gefahr ausgesetzt. Dabei hatte es den Anschein, daß in Polnisch-Oberschlesien diese Frage überhaupt nicht mehr einer Lösung zugeführt wird. Zwar hat der Schlesische Sejm bereits schon früher 3 Millionen Zloty für diese Zwecke bewilligt. Die Leitung des Flüchtlingsverbandes hat diese Gelder verpulvert, von welchen sogar ein erheblicher Teil gestohlen wurde und die Flüchtlingsfrage wollte nicht vom Fleck kommen. Inzwischen dehnte sich der Flüchtlingsverband immer mehr aus und mit seiner Ausdehnung sind die Entschädigungsansprüche gewaltig gestiegen. Selbst Personen, die niemals geflohen sind, die aber in Polen gute Geschäfte witterten und daher aus Deutsch-Oberschlesien zu uns kamen, verlangen eine Entschädigung. Sie sind eben hinter der Grenze Ost-Oberschlesiens geboren und haben sich dem Flüchtlingsverband angeschlossen. Auch solche Personen, die in guten Stellungen sind bezw. materiell besser versorgt sind als sie es drüben waren, strecken ihre Hand nach einer Entschädigung aus. Gerade diejenigen, die am wenigsten gelitten haben, schreien am lautesten. Sollte die Regelung der Flüchtlingsfrage weiterhin hinausgeschoben werden, dann werden die Ansprüche noch viel höher werden. Dafür werden schon die zwei Flüchtlingsverbände, die bei uns ihre Tätigkeit entfalten, Sorge tragen.

Nach den Sonntagserklärungen des schlesischen Wojewoden zu schließen, dürfte nun die Flüchtlingsfrage bei uns demnächst in ein neues Stadium treten. Der Wojewode scheint die Sache auf ein richtiges Gleis schieben zu wollen. Er versprach, daß die Flüchtlingsentschädigung gesetzlich geregelt wird, damit sie von den einzelnen Regierungen und den Parteien unabhängig bleibt. Der Wojewode ist mit dieser seiner Meinung bei der polnischen Regierung in Warschau durchgedrungen und erreichte vorläufig für die Liquidierung der Flüchtlingsfrage den Betrag von 1 200 000 Zloty, den er aus Warschau mitgebracht hat. In dem diesjährigen Budget der schlesischen Wojewodschaft befinden sich 300 000 Zloty, so daß zusammen für diese Zwecke 1 500 000 Zloty vorhanden sind. Weitere Beträge werden auf die Art eingetrieben, daß jedes Jahr bis zur völligen Liquidierung der Flüchtlingsfrage in die nachfolgenden Jahresbudgets immer ein entsprechender Betrag eingestellt wird. Damit die Entschädigung von keiner Parteirichtung beeinflußt werden kann, wird beim Wydzial für Arbeit und soziale Fürsorge der schlesischen Wojewodschaft ein besonderes Referat für Flüchtlingswesen eingerichtet und dorthin müssen alle Forderungen angemeldet werden. Auf diese Art denkt der Wojewode die Flüchtlingsfrage in Polnisch-Oberschlesien zu liquidieren, die, wenn sie so durchgeführt wird, sicherlich zum Ziele führen dürfte.

Mit dem Vorschlag des schlesischen Wojewoden waren anscheinend die Delegierten auf dem Verbandstage nicht einverstanden, denn als der Wojewode den Verbandstag verlassen hatte, flogen die Pierunies nur so hin und her. Jeder war sich im klaren, daß es hier um die Wurst geht und wäre die Polizei nicht eingeschritten und hätte sie die Versammlung nicht rechtzeitig aufgelöst, so wäre im Saal sicher kein einziger Stuhl ganz geblieben. In dem Durcheinander zeigte sich, daß die Sanacja moralna auf dem Verbandstage den kürzeren gezogen hat. Sie wurde gar nicht zum Wort zugelassen. Herr Kupilas wird demnächst Arbeit haben, weil die Flüchtlinge dem ausgeschlossenen Gralla nachlaufen.

Was kostet die ärztliche Behandlung der Arbeitslosen

Die ärztliche Behandlung der Arbeitslosen im verflossenen Halbjahr ging nach denselben Grundsätzen, wie im Vorjahre vor sich. Am Ende des Jahres 1926 wurde in dieser Angelegenheit dasselbe Abkommen auf ein weiteres Jahr mit dem Wojewodschaftsamt abgeschlossen.

Gegenüber dem Vorjahre stieg die Zahl der ärztlichen Behandlungen, damit auch alle andere Ausgaben, obwohl die Zahl der erkrankten Arbeitslosen u. deren Familienangehörigen sich niedriger darstellte. Aus diesem Grunde müßten alle Reserven aus dem Vorjahre verbraucht werden und das erste Halbjahr 1927 endete mit einem Fehlbetrag.

Die Zahl der Arbeitslosen, die berechtigt waren ärztliche Hilfe zu beanspruchen, betrug nach den Angaben der einzelnen Landratsämter wie folgt:

Im Monat Januar 1927 36 103, Februar 37 243, März 38 837, April 40 827, Mai 44 687, Juni 43 148. Zusammen 240 845. Im Vorjahr betrug sie 295 210.

Im Durchschnitt waren im laufenden Halbjahr monatlich 40 141 Berechtigte, im Vorjhre 59 042. Zu diesen Zahlen kommen noch die Frauen und Kinder hinzu, welche ebenfalls auf die ärztliche Behandlung im Falle einer Erkrankung. Anspruch haben, welche auf Grund einer Ueberweisung erfolgte.

Nach Angaben der einzelnen Landratsämter wurden solche Ueberweisungen ausgestellt?

Im Monat Januar 1927 4219, Februar 4219, März 5026, April 4225, Mai 4393, Juni 4553. Zusammen 26 633. Im Vorjahre dagegen 26 194.

Die Zahl der kranken Arbeitslosen, die in ein Krankenhaus geschafft werden mußten, ist erheblich gestiegen und betrug:

Im Monat Januar 1927 160, Februar 118, März 150, April 126, Mai 151, Juni 184. Zusammen 889. Im Vorjahre 385.

Die durchschnittliche Zahl der erkrankten Arbeitslosen, die Krankenhausbehandlung in Anspruch nehmen mußten, betrug monatlich 148, im Vorjahre nur 77.

Diese Zahlen sind noch nicht die endgültigen, sie erhöhen sich besonders im zweiten Halbjahr. Die durchschnittliche Dauer der Krankenhausbehandlung dauerte für den einzelnen 15,5 Tage, die kürzeste 2 Tage, die längste 134 Tage.

Spezialärzten, Dentisten, Augenärzten usw. wurden in diesem Halbjahr 811 kranke Arbeitslose überwiesen, im Jahre 1926 in 11 Monaten 1041 Kranke.

Die Verwaltungsausgaben sind folgende: 1. den Bezirks- und Spezialärzten wurden für ärztliche Behandlung der Arbeitslosen 98 913,66 Zloty ausgezahlt; 2. den Krankenhäusern für Krankenhausbehandlung 72 460,62 Zloty; 3. den Apotheken für verabreichte Arzneien 100 265,59 Zloty; 4. für kleine Heilmittel wurden bezahlt 1 935,51 Zloty; für Transporte der Kranken (Fuhrwerke) 1 420,13 Zloty; 6. Verwaltungsausgaben (Drucksachen, Porto, Gehälter des Personals usw.) 19 504,46 Zloty; 7. verschiedene Ausgaben 9 393,75 Zloty. Zusammen 303 893,72 Zloty.

An Einnahmen waren zu verbuchen: Subvention vom Wojewodschaftsamt 268 168,49 Zloty, Barbestand vom vorigen Jahre 30 918,51 Zloty, Zinsen 2 102,82 Zloty. Zusammen 301 189,82 Zloty.

Der Fehlbetrag für erste Halbjahr 1927 betrug 2 703,90 Zl., also eine verhältnismäßig geringfügige Summe. Zieht man aber die gesamten Ausgaben in Betracht, so sind sie verhältnismäßig gering gegen diejenigen, die unnützerweise als Subventionen für allerhand Klimbimvereine ausgegeben werden.

Achtung! Arbeitersänger!

Gautreffen aller Sangesbrüder und -Schwestern des oberschlesischen Gaues am 28. August in Emanuelssegen, vormittags 10 Uhr, auf der Erdmannshöhe; bei schlechtem Wetter im Hüttengasthaus. Erscheinen aller Pflicht! Noten mitbringen!

Treffpunkt für Kattowitz und Umgebung: ¾7 Uhr am Blücherplatz.

Die grüne Grenze

Der Schmuggel an der sogenannten „grünen Grenze“ nimmt trotz aller zollbehördlichen Maßnahmen ständig umfangreichere Formen an, wie man aus den jeweiligen Meldungen über Beschlagnahmen von Konterbande entnehmen kann. Das Geschäft muß ein sehr gutes sein, denn trotzdem die Erwischten mit sehr empfindlichen Geld- und Freiheitsstrafen belegt werden, finden sich immer wieder geschäftstüchtige Köpfe, die den Gang oder Fahrt über die grüne Grenze nicht scheuen.

Wie enorm der Warenschmuggel betrieben wird, zeigen uns Beschlagnahmen geschmuggelter Waren in nur zwei Fällen, die in Chrzanow und Czenstochau vor kurzem erfolgten. In Chrzanow handelte es sich um Waren im Werte von über 100 000 Zloty, die bei einem Händler vorgefunden wurden. In Czenstochau war ein ähnlicher Fall. Auch hier wurden Warenbestände von großem Werte beschlagnahmt. Im letzteren Falle soll die Zollbehörde um zirka 80 000 Zloty geschädigt worden sein, im ersten um etwa 30 000. Das sind, wie gesagt, nur zwei Fälle und macht schon hier die Summe, um die der Staat geschädigt wurde, eine beträchtliche Höhe aus. Bedenkt man nun, wie viel solcher Händler und Kaufleute es gibt, so kann man sich vorstellen, was für einen riesigen Schaden der Staat erleidet. Zwar wird von den Behörden alles getan, um dem schwunghaften Geschäft an der grünen Grenze Einhalt zu gebieten, aber die Schmuggler sind außerordentlich findig im Ausdenken neuer Tricks. Dazu kommt noch die mißliche Grenzlage, die das Ueberwachen außerordentlich erschwert Der einzige Ausweg, den Riesenbetrieb an der grünen Grenze halbwegs auszumerzen, dürfte wohl der Abschluß von vernünftigen Einfuhrbestimmungen sein.

Sejmmarschall Wollny wieder in Kattowitz

Am gestrigen Tage ist Sejmmarschall Wollny von seinem Urlaub zurückgekehrt und hat seine Amtsgeschäfte wieder übernommen.

Korfanty des Kampfes müde?

Nach der „Gazeta Robotnicza“ wird in bestimmten politischen Kattowitzer Kreisen angenommen, daß die Herren Geisenheimer und Williger sich nach Warschau begaben, um bei der Zentralregierung vorstellig zu werden, daß der gegenwärtig geführte Kampf gegen Korfanty eingestellt werde.

Das sind natürlich nur Mutmaßungen, aber es ist nicht ausgeschlossen, daß dem tatsächlich so ist. Sehr interessant ist jedoch, daß als Vermittler in die diesem Kampfe der „Sanacja moralna“ und den Chadecken Geisenheimer und Williger genannt werden. Die Rolle, die die beiden einstigen Ostmarkenvereinler demnach in Ost-Oberschlesien spielen, scheint also merkwürdig genug zu sein, aber wir wünschen ihnen, falls sie in Warschau tatsächlich intervenieren sollten, viel Erfolge zu ihrer Mission. Immerhin entbehrt die ganze Geschichte nicht einer gewissen Komik. Die einstigen Hauptthakatisten als Friedensvermittler im polnischen Lager. Die Sache ist wirklich gut.

Neue Minderheitsschulen

Wie die Warschauer „Rzeczpospolita“ zu berichten weiß, werden mit Beginn des neuen Schuljahres in Oberschlesien 23 neue Minderheitsschulen eröffnet. Dem widmet dieses Blatt eine kritische Betrachtung der Schulpolitik des Wojewoden, die nicht uninteressant ist, deren Abdruck jedoch hinsichtlich des Pressedekrets nicht gut möglich ist.

Wer keinen Waffenschein hat

Die amtlichen Stellen weisen darauf hin, daß es strengstens untersagt ist, ohne Genehmigung der Ortspolizeibehörden Waffen im Besitz zu halten, wie: Gewehre, Karabiner, Maschinengewehre, Pistolen, Maschinenpistolen, Revolver, Minen- und Flammenwerfer usw. Das Gleiche gilt von allen dazu gehörigen Munitionsarten und Handgranaten. In gleicher Weise strafbar macht sich, wer in seinem Hause oder auf seinem Grundstücke verbotene Waffen oder Munitionsvorräte duldet. Zuwiderhandlungen werden rücksichtslos bestraft.

Kattowitz und Umgebung

Achtung! Krankenkassenwahl Kattowitz!

Die Wahlen zum Ausschuß der Ortskrankenkasse Kattowitz sind bereits ausgeschrieben. Bis zum 9. September sind die Vorschlagslisten einzureichen. Die Ortsgruppen-Vorstände oder Gewerkschaften werden dringend ersucht, das notwendige bekannte Material dem Schriftführer des Kartells, Gen. Janik, am Büfett im Zentralhotel abzugeben.

Das beleidigte Richterkollegium

In einen Zivilprozeß verwickelt war der Baumeister Josef Sagrodnik aus Kattowitz in den Jahren 1924 und 1925 mit einem gewissen Krzyzanowski wegen einer Summe von 600 Millionen Polenmark. S. verklagte seinen Schuldner überdies wegen Betrug. Während nun die Zivilklage zu seinen Gunsten entschieden wurde, verlor er den zweiten Prozeß, in dem dem Kläger gleichzeitig die Gerichtskosten auferlegt wurden. Der Baumeister geriet in maßlose Erregung, als ihm die gerichtlichen Unterlagen zugestellt wurden, aus welchen hervorging, daß der Freispruch des Krz. erfolgt war und S. als Kläger die Gerichtskosten bezahlen solle. Im Jähzorn richtete er an das Gericht eine Eingabe, in welcher er zum Ausdruck brachte, daß Gerichte als solche nicht anzusehen seien, bei denen irgend ein Maurer oder nicht ausgelernter Kaufmann als Staatsanwalt und Schneider als Richter zugelassen wird. Weiterhin verweigerte der erbitterte S. die Zahlung der Gerichtskosten mit dem Bemerken, daß er die Trägheit der Gerichte nicht unterstützen wolle. — Wegen Beleidigung des Staatsanwalts und der Richter wurde Baumeister S. unter Anklage gestellt. Vor Gericht gab der Beklagte eine Schuld zu, doch will er seinerzeit äußerst erregt gewesen sein, weil die Freisprechung des Krz., gegen welchen er den Zivilprozeß gewonnen hatte, erfolgt war. Das Gericht berücksichtigte, daß S. noch nicht vorbestraft war, die Eingabe in größter Erregung geschrieben hatte und verurteilte denselben zu einer Geldstrafe von 300 Zloty beziehungsweise 30 Tagen Gefängnis.

Vom Arbeitsmarkt. Nach einer beim Bezirksarbeitslosenamt in Kattowitz vorliegenden Statistik betrug die Erwerbslosenziffer in der Berichtswoche vom 18. bis 24. August d. Js. insgesamt 13 731 Personen. Der Zugang betrug 210 Arbeitslose, dagegen der Abgang wiederum 431 Erwerbslose. Es wurden untergebracht: Auf Richterschächte 41, Myslowitzgrube 49, Hildebrandgrube 14, kleineren Gruben 24, ferner bei der Laurahütte 32, Silesiahütte 38, kleineren Hüttenanlagen und Betrieben 13, sowie im Baugewerbe 114 Personen. Weiterhin wurden 76 Erwerbslose aus bestimmten Gründen aus der Evidenz gestrichen. Die Beschäftigungslosen werden in folgenden Gemeinden wie folgt geführt: Myslowitz 619, Bielschowitz 1205, Chorzow 1024, Siemianowitz 2432, Neudorf 1321, Rosdzin 757, Schoppinitz 753, Janow 992, Hohenlohehütte 426 sowie in den kleineren Ortschaften 4212 Personen. Eine Unterstützung erhielten 7518 Erwerbslose und zwar nach dem Erwerbslosenfürsorgegesetz vom 18. Juli 1924 588, nach dem früheren deutschen Gesetz 785, ferner die Staatsbeihilfe 5860 sowie die Wojewodschaftsbeihilfe 285 Arbeitslose. Registriert waren insgesamt 13 621 (9155 männliche und 4466 weibliche) Beschäftigungslose.

Er beschuldigt seinen Schwager. Der Schlosser Samuel Andrzej aus Eichenau beschuldigte eines Tages in Gegenwart von mehreren Personen seinen, bei der hiesigen Polizeiwäche als Polizeibeamter im Dienst stehenden Schwager mehrerer angeblicher Dienstvergehen. Wie es hieß, soll letzterer von einigen Personen, welche sich verschiedene Verfehlungen zu schulden kommen ließen und Furcht vor einer polizeilichen Bestrafung hatten, durch kostenlose Entgegennahme verschiedener Waren und Liköre bestochen worden sein. Wegen Verleumdung und Beleidigung erstattete der Beamte Anzeige, weshalb am Freitag in dieser Angelegenheit vor dem hiesigen Schöffengericht verhandelt wurde. Nach der gerichtlichen Beweisaufnahme wurde A. für schuldig befunden und wegen Verleumdung zu einer Gefängnisstrafe von einem Monat verurteilt.

Aus Eichenau. Auf Anordnung des Gemeindevorstandes ist eine Zwangsfeuerwehr ins Leben gerufen worden, in der alle Männer im Alter von 18 bis 55 Jahren Dienst zu tun haben. Bei Feueralarm müssen sich immer 100 Löschmänner einfinden und zwar bis zum 1. Oktober die Anfangsbuchstaben A und B. Die Legitimationen werden in den nächsten Tagen verteilt. Befreit vom Löschdienst sind alle Staats- und Kommunalbeamte, Lehrer und einige Grubenbeamte. Wer seiner Löschpflicht nicht nachkommt, wenn die Feuersignale ertönen, wird mit einer Geldstrafe von 60 Zloty oder entsprechender Arreststrafe belegt.

Königshütte und Umgebung

Aus der Magistratssitzung

In der letzten Magistratssitzung wurden folgende nenneswerte Beschlüsse gefaßt: Für den Umbau verschiedener Räume in der Polizeidirektion an der ulica Gimnazjalna (Tempelstraße) wurden 9000 Zloty bewilligt, desgleichen für die Anschaffung der Inventareinrichtung in der freigewordenen Volksschule 9 an der ulica Dombrowskiego (Gneisenaustraße) 5000 Zloty. — Die städtische Feuerwehr bedarf zweier neuer Rauchmasken, wofür 1633 Zloty genehmigt wurden. — Als Kommunalzuschlag zu den staatlichen Patenten sowie von der Erzeugung und Verkauf von Spirituosen wurden 100 bezw. 200 Prozent festgesetzt. — Nachdem sich für die erste Klasse der Handelsschule 160 Schüler gemeldet haben, werden dieses Jahr vier Abteilungen zu je 40 Schülern eingerichtet. — Nach längerer Debatte über die Einrichtung einer Haushaltungsschule und Badegelegenheit, wurde nach der Wahl einer Kommission der Antrag bis zur nächsten Sitzung vertagt. — Etwa 50 Kilogramm in der Markthalle gefundene Butter wurde den Suppenküchen überwiesen.

Stadtverordnetensitzung. Am Mittwoch, den 31. August, nachmittags 5 Uhr, findet im Sitzungssaale des Rathauses eine Sitzung der Stadtverordneten statt. Die Tagesordnung umfaßt 15 Punkte. U. a. erfolgt die Einführung eines unbesoldeten Stadtrats, sowie mehrerer Stadtverordneten, Wahl von Mitgliedern in den Vorbereitungsausschuß, verschiedener Kommissionen, An- und Verkäufe von Grundstücken u. a. m. Der Vorberatungsausschuß tagt am Montag, den 29. August, nachmittags 6 Uhr, im Magistratssitzungszimmer 21.

Eröffnung der Dahlienschau. Am gestrigen Freitag, vormittags 10 Uhr, eröffnete die Firma Paul Hammitzsch, Gartenbaubetrieb, in der Gärtnerei selbst an der ulica Hajducka 50 (Heidukerstraße) die diesjährige Dahlienschau. In langen Streifen und Beeten stehen 400 verschiedene Sorten von Dahlien in voller Blüte, darunter einige Prachtexemplare neuester Züchtung, sowie verschiedene andere Blumenarten. Es muß anerkannt werden, daß diese Schau eine Sehenswürdigkeit darstellt, dessen Besuch sich kein Blumenfreund entgehen lassen dürfte, um diese Naturwunder einer Besichtigung zu unterziehen. Der Gedanke, die Dahlienschau in der Gärtnerei selbst abzuhalten, war sehr am Platze, da dadurch den Besuchern Gelegenheit geboten wird, den Ursprung der in den Blumenläden zum Verkauf ausgestellten Dahlien, sowie deren Wachstum kennen zu lernen. Die Schau dauert bis zum Dienstag, den 30. August abends. Nebenbei sind der Wohltätigkeit keine Schranken gesetzt, indem das erhobene Eintrittsgeld von 20 Groschen den Arbeitslosen zugute kommt.

Flurbeleuchtung. Die jetzt immer zeitiger einsetzende Dunkelheit gibt vielfach wiederum Grund zu Klagen über die ungenügende oder überhaupt gar nicht beleuchteten Hausflure. Die Herren Hausbesitzer drücken sich vor der Beleuchtung, wo sie nur können, jedoch dürfte ihnen bekannt sein, daß noch immer eine Polizeiverordnung besteht, die die Beleuchtungsfrage regelt. Anscheinend läßt sie aber die Hausbesitzer kalt, wie das im Hause ul. 3. Maja 2 der Fall sein dürfte. Vielleicht erinnert die Polizeidirektion die nachlässigen Eigentümer auf das nachdrücklichste auf ihre Pflichten gegenüber den Mietern, die sowieso schon sich allen anderen Schikanen aussetzen müssen. Hier müßte auch der Mieterschutz ebenfalls in Aktion treten und dementsprechend wirken.

Die Spitzbubengeschichte im Moulin Rouge hat nun endgültig ihre Aufklärung gefunden. Wie wir schon gestern berichteten, hat einer der Verhafteten einen Selbstmordversuch unternommen, der aber ohne weitere Folgen bleibt. Es handelt sich hier um den Pächter Prenzel, der die gestohlenen 800 Dollar im Keller versteckte, die mit Ausnahme von 30 Dollar dort von der Polizei aufgefunden wurden.

Aus dem städtischen Leihamt. Am 6. und 7. September 1927 Versteigerung in der städtischen Pfandleihanstalt ul. Bytomska 19 von 9 Uhr vorm. ab der Pfänder bis Nr. 38 694. Das Einlösen der verfallenen Pfänder muß bis spätestens den 31. August 1927 geschehen, da sonst ab 1. September 1927 Versteigerungskosten erhoben werden. Die sogenannten Depositenpfänder, die dem Leihhausgesetz nicht unterworfen sind, gelangen an den obigen Tagen gleichfalls zur Versteigerung, wenn bis dahin 1 Monat nach der Fälligkeit des Darlehns die Pfandstücke nicht eingelöst oder die Zinsen bezahlt worden sind. Vor der Versteigerung ist das Leihhaus am 5. September 1927 für das Publikum geschlossen.

Siemianowitz

Feueralarm. An den Alfredschächten, zwischen Hohenlohehütte und Siemianowitz, brach am gestrigen Donnerstag gegen 11 Uhr vormittags, ein Brand aus, der im Motorhäuschen eines Hebekrans der Firma Dakem entstand. Im Nu war das Häuschen ein Raub der Flammen, brannte total ab und die stark herumsprühenden Funken gefährdeten den Maschinenraum, der mit Sauerstoffvorräten der Firma Igas gefüllt war. Unmittelbar hinter der Brandstätte befindet sich ein großes Reservoir, das ebenfalls stark gefährdet war und nur der günstigen Windrichtung ist es zu verdanken, daß keine Explosion der Sauerstoffvorräte stattfand. In Siemianowitz läuteten die Sturmglocken. Alles rannte der Laurahütte zu, bis sich die Gemüter beruhigten, als bekannt wurde, daß es in Alfredschacht brennt. Die Autospritze des Ficinusschachtes in Siemianowitz kam in etwa 4 Minuten nach Feuerausbruch an der Brandstelle an und bewältigte die ganze Löscharbeit in kürzester Frist. Das Feuer soll durch Selbstentzündung des Kranmotors entstanden sein.

Vom Auto überfahren. In den Nachmittagsstunden am 25. August d. J. wurde auf der Michalkowitzerstraße in Bittkow der 63jährige Invalide Josef Guczek aus Michalkowitz von dem Autobus Sl. 3143 angefahren und an den Füßen verletzt. Man schaffte den Verunglückten nach dem städtischen Spital in Kattowitz. Die Schuld an dem Unfall soll der Autobuslenker tragen, welcher erst auf mehrmalige Aufforderung der Straßenpassanten sich dazu bequemte, den Autobus anzuhalten

Myslowitz

Stadtverordnetensitzung. Die nächste Sitzung der hiesigen Stadtverordneten ist auf Montag, den 29. d. Mts., anberaumt worden und findet im Sitzungssaale des hiesigen Rathauses, um 5 Uhr nachmittags statt. Auf der Tagesordnung stehen 22 Punkte, darunter der Antrag auf Bau einer ungefähr 1 000 000 Zloty kostenden Rinderhalle auf dem Zentalviehhof, wobei sich der Magistrat Vollmacht auf Vergebung der Arbeiten geben lassen will. Die letzte Stadtverordnetensitzung vom 4, d, Mts. beschloß den Bau von Wohnbaracken, welche den Baufirmen Kraftzik-Myslowitz und Grzybek-Slupna übertragen wurde. Wie verlautet, ist mit dem Bau der Wohnbaracken bereits begonnen worden, so daß voraussichtlich dieser in 4—6 Wochen beendet sein wird.

Arbeitslosenstatistik. Am 20. August zählte die Stadt Myslowitz 619 Arbeitslose. Von diesen bezogen nach dem Gesetz vom 18. Juli 1924 41 Personen 563,70 Zloty, die staatliche Beihilfe 156 Personen 1652,61 Zl., für Kopfarbeiter 3 Personen 46,60 Zl., nach dem deutschen Gesetz 12 Personen 85,20 Zl. Unterstützung.

Schwientochlowitz u. Umgebung

Eltern, achtet auf eure Kinder! Am 24. August wurde in Groß-Piekar der etwa 4 Jahre alte Knabe August Pudlik von dem Personenauto J. K. 20 990 angefahren und zur Seite geschleudert. Der Verunglückte erlitt leichtere Kopfverletzungen. P. wurde von dem fraglichen Auto ins nächste Spital geschafft. Wie es heißt, trägt an dem Unglück die Mutter des Kindes allein die Schuld, welche auf der Straße mit anderen Frauenspersonen eine Unterhaltung anknüpfte, so daß das Kind ohne jegliche Aufsicht blieb. Der Knabe begab sich in einem unbeobachteten Moment nach der nahe liegenden Straße um zu spielen und geriet unter das Auto.

Börsenkurse vom 27. 8. 1927

(11 Uhr vorm. unverbindlich)

Warschau . . .	1 Dollar	amtlich	=	8 95 zł
		frei	=	8.96 zł
Berlin	100 zł		=	46.86 Rmk.
Kattowitz . . .	100 Rmk.		=	213.40 zł
	1 Dollar		=	8.95 zł
	100 zł		=	46.86 Rmk.

Tarnowitz und Umgebung

Grubenunglück. Auf der Radzionkaugrube wurden 5 Bergleute durch einstürzende Gesteinsmassen verschüttet. Ein Bergmann war sofort tot, während die übrigen mit schweren Verletzungen gerettet werden konnten.

Rybnik und Umgebung

Anmeldungen für die Minderheitsschule. Am 1. September d. J. können Schulanfänger, die vom 1. bis 21. Mai 1927 vorschriftsmäßig für den Besuch der Minderheitsvolksschule angemeldet sind, sowie diejenigen Kinder, die bisher die polnische Schule besuchten und gleichfalls für die Minderheitsschule angemeldet wurden, dem Leiter der Minderheitsschule zugeführt werden. Wurde die Anmeldung zu dem angegebenen Zeitpunkt versäumt, so muß diese nachträglich vom 1. bis 3. September erfolgen. In diesem Falle muß der Erziehungsberechtigte (Vater, verwitwete Mutter oder Vormund) persönlich beim Leiter der Minderheitsschule vorsprechen, den Grund für die Versäumnis angeben und die Anmeldung vornehmen. Wenn die Anmeldung im Mai d. J. durch eine andere Person vorgenommen wurde, ist diese durch den Erziehungsberechtigten zu wiederholen. Eltern, welche schon im Mai 1926 Anträge auf Aufnahme ihrer Kinder in die Minderheitsschule gestellt haben, die Kinder aber immer noch die polnische Schule besuchen, können ebenfalls vom 1. bis 3. September ihre Kinder der Minderheitsschule zuführen. Auch diese Zuführung hat von den Erziehungsberechtigten persönlich zu erfolgen. Diese Kinder werden später einer Sprachenprüfung unterzogen.

Czerwionka. (Das ist etwas anderes.) Herr Ingenieur Jakobkiewicz ist von seinen ihm vor kurzem zugefügten angeblich schweren Verletzungen genesen. Dieses war der Anlaß zu einer Dankmesse in der dortigen Ortskirche, der Herr Jakobkiewicz selbst beiwohnte. Das würde uns sonst nichts angehen, auch wenn es die Ortseinwohnerschaft einigermaßen in Erstaunen setzte, daß der Herr Ingenieur plötzlich so fromm geworden sei. Aber da seitens der Verwaltung der Dubenskogrube durch Anschlag bekannt gegeben wird, daß diejenigen, die an der Messe teilnehmen wollen, für diesen Tag beurlaubt werden, so können wir doch nicht umhin, an dieser Tatsache vorbeizugehen. Wenn ein Arbeiter aus irgendeiner Ursache die Schicht nicht verfährt oder etwa zu spät kommt, dann gibt es sofort eine Bestrafung, der Hinweis auf Entlassung fehlt natürlich auch nicht. Aber wenn ein höherer Beamter für sich eine Messe lesen läßt, so kann seinetwegen ruhig die ganze Anlage stillstehen, da wird nach dem Produktionsausfall nicht das geringste gefragt, doch wehe, wenn ein anderer Fall eintritt. Dann sieht es so aus, als wäre die ganze Produktion durch das Fehlen eines einzigen Mannes gefährdet. Vielleicht zieht sich das die Belegschaft der Dubenskogrube zu Gemüte.

Um die Wasserversorgung. Es wurde schon kurz berichtet, daß die Firma „Triton" in Kattowitz auf Aufforderung der Rybniker maßgebenden Stellen Bohrversuche nach gutem Brunnenwasser zum Aufsaugen und Zuführen in die bereits vorhandene Hochdruckleitung auf dem Gelände neben der alten Schloßbrauerei ausführt. Die unter der Leitung des Bohrmeisters Klimanek vor sich gegangenen Arbeiten klärten die Interessenten über die Wasserverhältnisse des Geländes in günstigem Sinne auf. Es kann mit einer genügenden Wasserzufuhr gerechnet werden. Wann die Neuanlage in Angriff genommen wird, ist noch nicht bestimmt.

Ein empfindlicher Schaden. Auf bisher ungeklärte Weise brach in der hölzernen Scheune des Landwirts Ferdinand Klimke in Belsznic, Kreis Rybnik, Feuer aus. Das Feuer fand durch die dortselbst aufgestapelten, diesjährigen Erntevorräte, wie Heu und Getreide, reichliche Nahrung. Vor Eintreffen der Feuerwehr brannte die Scheune vollständig nieder. Der Brandschaden beträgt etwa 10 300 Zl.

Republik Polen

Thorn. (Fliegerkatastrophe.) Am Mittwoch nachmittag, kurz vor ½5 Uhr, ereignete sich auf der Feldmark Kleefelde im hiesigen Kreise ein schweres Fliegerunglück, dem der Pilot Oberleutnant Stanislaw Szczeniawski von der Thorner Fliegerabteilung zum Opfer fiel. Von einem Augenzeugen erfahren wir über den Unglücksfall folgende Einzelheiten: Um die angegebene Zeit wurde ein Doppeldecker in beträchtlicher Höhe gesichtet. Ein deutlich hörbares verändertes Motorgeräusch, das auch mit schwacher Rauchentwicklung verbunden war, veranlaßte vermutlich den Führer zum Herabgehen. Als der Apparat schätzungsweise noch 300 Meter hoch flog, war das veränderte Motorgeräusch wiederum hörbar. Der Apparat machte eine kurze Wendung und verlor in diesem Augenblick die Tragflächen, die etwo noch 800 Meter weiterflogen. Der Rumpf stürzte zur Erde ab und zerschmetterte den Piloten völlig. Sofort zur Hilfe Herbeieilende fanden die Trümmer des Rumpfes nebst dem Motor, dessen Benzin ausgelaufen war, tief in die Erde eingebohrt. Man bemühte sich, den Körper des Verunglückten freizubekommen, um seine Persönlichkeit feststellen zu können. Inzwischen war auf telephonische Benachrichtigung Polizei herbeigeeilt, der später Fliegeroffiziere und Mannschaften folgten. Aus dem Umstand, daß die beiden mitgeführten Kohlensäureflaschen entleert waren, darf wohl geschlossen werden, daß ein Vergaserbrand dem Flieger zum Verhängnis wurde. Der verunglückte Apparat war ein Spade Nr. 60, ein Einsitzer-Doppeldecker, wie er für Jagdzwecke verwandt wird. Die Leiche des Oberleutnants S., der ein Alter von 29 Jahren erreicht hat und seine Frau nebst einem sieben Monate alten Söhnchen hinterläßt, wurde zur Beerdigung nach Thorn überführt.

Verantwortlich für den gesamten redaktionellen Teil: Josef Helmrich, wohnhaft in Król. Huta; für den Inseratenteil: Anton Rzyttki, wohnhaft in Katowice. Verlag: „Freie Presse" Sp. z ogr. oap., Katowice; Druck: „Vita", nakład drukarski, Sp. z ogr. odp., Katowice, Kościuszki 29.

Unterhaltungsbeilage des Volkswille

Mein Neffe — der Detektiv

Von Kurt Offenburg.

Mein Neffe Philipp ist ein hoffnungsvoller junger Mann. Er hat einen wachen Geist. Allzuwach — wie seine arme Mutter mir immer wieder klagt, die dem Sturm und Drang seiner Tatenlust keineswegs gewachsen ist. Bis neulich (nur mit allerlei Hemmungen hat er sich in der Schule durchgesetzt) war er nur der Schrecken sämtlicher Obstbäume, Katzen und Automobilgaragen in der Nachbarschaft. Seit kurzem aber hat er mit dem Blick des Feldherrn ein ausdehnungsfähigeres Betätigungsfeld für seine Unternehmungen entdeckt. Unser Philipp liest! Seine Mutter, die es nicht lassen kann, in ihrem einzigen Jungen etwas Ueberragendes, eine Kreuzung zwischen Goethe und Napoleon zu wittern, und die sich niemals daran gewöhnen kann, daß er nur ein Lausbub ist (und bleiben wird), teilte mir dies Ereignis neulich unter tiefen Hoffnungsseufzern mit.

Aber — aber, auch Philipps neuer Hang zur Lektüre hat sich als gefährlich erwiesen. Mein Neffe liest — Detektivgeschichten: Sherlock Holmes, Frank Heller usw., ungerechnet die dunkle Belletristik, die er uns nicht zeigt und deren Inhalte wahrscheinlich am aufregendsten sind. Wenn ich heimkomme und der Tisch schon gedeckt ist, erscheint er, das Buch unter den Arm geklemmt, steht mit aufgestemmten Ellbogen, die Zeigefinger in die Ohren gestopft, mit glührotem Kopf am Büfett und liest. Beim Essen starrt er mit seinen blitzblauen Bubenaugen abwesend und gedankenschwer in weite Fernen.

Das erste Meisterstück des Lehrjungen Philipp passierte auf dem Jahrmarkt. Ich traf ihn dort. Der Bub trieb sich allein mit einer stillen Geschäftigkeit herum, die schon nichts Gutes verhieß. — Dann, als ich ihn allein ließ, geschah folgendes: Philipp blieb bis zuletzt und erwischte auch richtig, als die Kaufbuden schon geschlossen waren, einen kleinen krummen Mann, der sich zwischen der Leinwand durch in eine Bude schlich und mit einer eleganten Damenhandtasche wieder herauskam, die er einem schon wartenden Mädchen geheimnisvoll zusteckte. Philipp in seinem heftig bewegten Entdeckungsdrang roch sofort den Kriminalfall. Da seine Bubenkräfte nicht ausreichten, den Krummbeinigen zu halten, schrie er mit den grellsten Tönen seiner mutierenden Stimme: „Haltet den Dieb! Haltet den Dieb!“, bis eine dicke Frau aus einem gelben Wohnwagen hinter der Bude hervorstürzte und den Dieb als ihren Mann, den Besitzer der Bude, erkannte, der sich auf solch heimlichen Wegen aus seinem eigenen Laden nur ein galantes Geschenk für das junge Mädchen geholt hatte. — Die Folgen waren schrecklicher, als wenn die Polizei den Armen gefaßt hätte: es regnete Schimpfworte vom stärksten Kaliber, und da die Wagendame gegen das rotbäckige Mädchen tätlich vorzugehen begann und auch Philipp in ihre wenig wohlwollende Suada einbezog, ergriff das Mädchen das Hasenpanier und Philipp ließ ebenfalls seine geheimpolizeiliche Aufgabe im Stich und rannte weg, so rasch wie ihn die Füße tragen konnten.

Dieser Mißerfolg kühlte den Jungen nur vorübergehend ab. Philipp spintisierte und suchte nach Geheimnissen, statt seine Schulaufgaben zu machen, um in der Lehre vorwärtszukommen.

Gestern, als ich nach Hause kam, fand ich meine Schwester in Tränen. Philipps Erfindungsgeist hat inzwischen so funktioniert, daß sie Krach mit der ganzen Nachbarschaft hat, weil der Junge überall als Horchposten überraschend hinter allen Türen steht, mit Blendspiegeln arbeitet und Mehl streut, um Fußspuren festzuhalten. Heute war sogar ein Schutzmann da und hat sich nach Philipps Namen erkundigt. Meine arme Schwester vermutet gräßliche Dinge.

Daraufhin entspann sich zwischen dem Jungen und mir folgendes Gespräch:

„Sag' — was hast du dir eigentlich gedacht?“

Philipp stottert: „Am Sonntag . . . ich habe mir gar nichts gedacht. Es war auch eine finstere Geschichte. Die Polizei hat es nur nicht zugeben wollen.“

„Also erzähle.“

Und Philipp berichtet unter häufigem und tiefem Atemholen und mich unschuldig anstarrend, dieses Begebnis:

Er stand am Sonntagnachmittag (wahrscheinlich nach Aufgaben für seinen Spürsinn ausspähend) am Fenster. Da sieht er, daß im verschlossenen Magazin gegenüber der herabgelassenen Rolladen etwas in die Höhe gezogen wird. Mein Philipp schöpft Verdacht. Er pirscht sich, Erinnerung an Indianerstrategie, mit einem Opernglas bewaffnet, in den Hausflur. Lauscht am Schlüsselloch der hinteren Eingangstür.

„Ja und dann?“

Dann hörte er Geräusche.

Er wartet eine Stunde lang, dann verlegt er sein Beobachtungsfeld nach der Straße.

Und dann?“

Nach einer weiteren Stunde geschah das Merkwürdige.

Eine viel zu schick gekleidete junge Dame verließ das Haus. Mit Perlenohrringen und roten Schuhen.

Ich: „Die Dame wohnt gewiß im Haus.“

„Ach was! — da sind nur Dreizimmerwohnungen. Das war die Einbrecherin!“ sagt Philipp mit Bestimmtheit.

„Hatte sie ein Paket?“

„Nein — Paket hatte sie keines. Das hatten ihre Helfershelfer. Aber sie hatte ein böses Gewissen!“

„Woher willst du das wissen?“

„Ja — ich ging einmal dicht zu ihr hin und sah sie fest an. Da wurde sie ganz rot und sagte: Geh' weg, du Bengel!“

„Und dann ging sie in den „König Wilhelm.“

„Und du?“

„Ich ging ihr nach, daß sie es merkte, und sah nur mit dem Opernglas nach ihr. Dann ging ich ins Hotel und da saß ein Herr, und auf den ging sie los, und dann ging sie gleich in den Saal und sah sich immerzu um. Das war der Helfershelfer.“

„Meinst du?“

„Ja! Absolut! Dann ging ich hinaus und kletterte über die Gartenmauer und stellte mich auf eine Bank, daß ich in den Speisesaal sehen konnte. Da saßen sie in einer ganz dunklen Ecke. Der Herr hatte ein Etui in der Hand, darin glänzte etwas Brillantes. Das hate sie gestohlen!“

„In dem Magazin?“

„Ja natürlich in dem Magazin.“

„Aber, mein lieber Philipp, das ist doch ein Bettwarengeschäft und kein Juwelierladen.“

„Ja — dort hatten sie es versteckt, weil es da niemand sucht.“

„Sage mir, mein Junge, wieso bestellt man deinen Onkel und Vormund auf das Polizeiamt in Angelegenheiten des Lehrlings Philipp X?“

Philipp sprudelt: „Da hat sich diesmal sicher etwas herausgestellt und sie wollen es mir nicht sagen, weil ich nur ein Lehrling bin. — Ich habe nämlich sofort an die Polizei telephoniert, daß ich ein Verbrechen entdeckt habe, und sie sollten schnellstens einen Schutzmann schicken!“

„Und sie haben einen Schutzmann geschickt?“

„Natürlich! Ich habe gesagt, daß sie die Dame festnehmen sollten, denn sie habe ein Verbrechen begangen, und sagte noch, daß sie Angst hätte . . .“

„Und?“

„Da ging der Schutzmann hinein und wollte nach ihrem Namen fragen.“

„Und dann?“

„Kam er heraus und sagte: Das ist eine ganz feine Dame. Ihren Namen wollte er auch nicht nennen. Und er frug mich, was sie gemacht habe. Zum Trotz habe ich ihm dann auch nicht gesagt, daß sie eingebrochen haben.“

Die Sache scheint mir dunkel.

Anderen Tages kam ich auf das Polizeiamt unserer kleinen Stadt. Einer kennt da den anderen. Ich wurde zum Kommissar geführt.

„Mein lieber Doktor Mayer, könnten Sie Ihren Herrn Neffen nicht von seiner Detektivtätigkeit abhalten? Es wird zu brenzlig für uns. Wissen Sie, einer der größten Fabrikanten unserer Gegend — verheirateter Mann, man kennt das ja — hat sich mit einer jungen Dame, die hier irgendwo bei ihren Eltern wohnt, zu einem kleinen Souper getroffen. Wir haben uns da hineingemischt, dank Ihrem Herrn Neffen. Die Hoteldirektion war gezwungen, Konsequenzen zu ziehen. Die Dame hatte ihren Namen nicht ganz einwandfrei eingetragen. Ein angesehener älterer Herr, ein Bekannter natürlich. Es war uns allen sehr peinlich.“

Ich schüttelte dem Kommissar kondolierend und entschuldigend die Hand. „Ja — mein Neffe hat eine Nase für dunkle Angelegenheiten.“

Ich habe ihm nun das Lesen von Detektivgeschichten ernstlich verboten. Eher soll er Aepfel stehlen, damit zerstört er wenigstens nicht das deutsche Familienleben.

Die Mieterin

Von Margreth Mengel.

„Geh du hinein, Frau“, sagte der Mann und blickte nachdenklich aus dem Fenster hinaus in den dämmernden Lichtschein, der die sommerliche Luft durchwebte. Er war gerade von der Arbeit heimgekommen und hatte die Mütze noch im Genick sitzen; die Pfeife qualmte, und er bückte sich, um die schweren Stiefel von den Füßen zu ziehen. Dann ließ er sich schwer auf einen Stuhl fallen und sah zu, wie die Frau ihm das Essen vorsetzte.

„Also geht man,“ meinte er wieder, „da hilft alles nichts. Wenn sie nicht zahlen kann, muß sie raus. Unsereins hat wahrhaftig genug am Halse.“ Er aß hastig die dampfende Suppe, indes die Frau hilfslos mitten in der Stube stand. „Na, wird's bald ...“, knurrte er zwischen dem Schlucken ...

„Und ich kann's nicht“, kam es jetzt von den Lippen der Frau, die ein hartes und zerfurchtes Angesicht hatte, „weiß Gott, man hat doch ein Herz im Leibe.“

Eine Weile redete sie noch. Dann waren sie einig, daß der Mann es tun sollte. Er stand nach dem Essen auf. „Was geschehen muß, soll schnell geschehen“, sagte er energisch. Er bürstete ein wenig über seinen Rock, ging über den engen Flur und pochte an eine Tür.

Ein dichter, blauer Rauch war im Zimmer, in das der Mann jetzt eintrat. Rötlich spielte das Licht der untergehenden Sonne hinein, so daß eine magische Farbe über den alten Möbeln lag. Am Fenster saß jemand im Lehnstuhl. „Guten Abend“ sagte der Mann und war auf einmal unsicher. „Deuwel auch“, dachte er dann, als er den Rauch einzog, „sie hat wieder Zigaretten, die Alte, und die Miete zahlt sie nicht.“ Er fühlte plötzlich eine unklare Wut über sich kommen. So stand er vor ihr.

Es war eine alte Dame in weißem Haar, die unbeweglich im Lehnstuhl saß und ihre Augen auf ihn gerichtet hielt. Eine welke, lange Hand hielt die Zigarette, deren Asche achtlos auf das schwarze Samtkleid herniederstäubte, das schon einen grauen Schimmer hatte vor Alter.

„Ja, die Miete“, sagte sie leidend, mit einer Stimme, schwer von Trauer und Leidenschaft, als der Mann schnell und hart seinen Spruch heruntergesagt hatte, „ja, die Miete ...“ Plötzlich lächelte sie den Mann an, kindlich und hilflos. „Hier drinnen sitzt es immer noch“, sagte sie still und deutete auf ihr Herz, „da sitzt es, lebendig und pochend, und will nicht verstummen. Oh, es muß ein seltsames und glühendes Herz sein, da in unserer Brust. Meinen Sie nicht auch, Herr Berger ...?“ Der Mann nickte befangen, es war ihm auf einmal eng und schwer im Halse.

„Sie müssen noch ein wenig warten“, sagte die alte Dame nun wieder und deutete auf ihre Porzellanmalereien in der Ecke des Zimmers, „eines Tages werde ich sie sicher verkaufen, dann kriegen Sie alles Geld auf einmal ...! Oder ... was wollen Sie sonst tun mit mir ...?“ fügte sie ängstlich hinzu. Der Mann schwieg. Da stand die alte Dame langsam auf, schritt nach einer alten Truhe, beugte sich und begann zu kramen. „Hier, nehmen Sie es,“ sagte sie, und ein Zittern war in ihrer Stimme, „es ist das letzte, das schönste Bild, das mein Junge gemalt hat, mein verstorbener Sohn ...“

Der Mann sah immer noch starr ins Wesenlose, doch seine Hand hielt ein kleines Bild umklammert, das eine Landschaft darstellte mit weißen Wolken über einem grünen Tannenwalde. Langsam wandte er sich zur Türe. „Ob sie wohl sehr hungert ...“ dachte er schwerfällig, und wieder würgte es in seinem Halse.

„Gute Nacht“, sagte die alte Dame und lächelte zart. Er sah sie stehen in der Mitte des Zimmers, sah das rote Dämmerlicht um ihren silbrigen Kopf glänzen und sah ihre großen, einsamen Augen. Da machte er eine ungelenke Verbeugung und stolperte hinaus.

Seine Frau fragte ihn nach nichts, als sie ihn kommen sah. Er reichte ihr schweigend das Bild. „Leg's zu dem andern Plunder“, sagte er dann mürrisch. Die Frau mit dem zerfurchten Gesichte hätte fast gelächelt. Sie kniete vor einer alten Lade nieder und ließ wunderliche Dinge durch ihre harten Hände gleiten. Ein grüner Beutel aus Atlasseide, ein Fächer aus Elfenbein, ein paar Bilder, silberne Löffel, alles lag dort sorglich geschichtet.

„Und ich sage dir“, sagte der Mann jetzt und schlug mit der Faust auf den Tisch, „und nächstens muß sie doch bezahlen, oder sie muß raus. Noch vier Wochen warte ich, aber nicht länger, nein, keinen Tag länger ...“ Seine Frau antwortete nicht, aber eine Träne fiel aus ihren Augen. „Vielleicht stirbt sie in der Zeit“, dachte sie im stillen. Dann erhob sie sich müde. Sie hatte den ganzen Tag gewaschen und mußte nun schlafen gehen. „Ich möchte ihr eine Suppe bringen“, dachte sie im Einschlafen, „aber sie will es ja nicht ... sie will es ja nicht ...“ Ihre Atemzüge gingen schwer und erdhaft durch die dunkle Kammer.

In der kleinen Stube aber saß die alte Dame bis in den grauenden Morgen. Ihre Hand lag auf der Lehne des Sessels. Ihre stillen Augen waren emporgerichtet in den Himmel, der weit war und feierlich und seine erloschenen Sterne leise verhüllte.

Urwaldbrüder

Eine Geschichte aus Peru.

Von Ventura Garcia Calderon.

Man soll im Urwald einen tüchtigen Mann niemals fragen, ob er mit der Justiz seines Landes in Konflikt kam, ob er ohne Komfort, die Kette an den Füßen, nach dem neuen Kontinent fuhr, um in Guyana Steine zu klopfen und eines Tages nach dem Amazonas zu flüchten.

In heiklen Lagen — beim Ueberschreiten eines Flusses unter einem Hagel vergifteter Indianerpfeile oder als er selbst etwas Pulver auf seinem linken, von einer Schlange gebissenen Arm ansteckte — hat Smith sich wie ein Mann benommen. So wollte ich auch nicht wissen, was er früher getrieben hatte, ehe wir uns auf dem Floß kennen lernten, das den schäumenden Maranon hinunterglitt, dem Tode entgegen. Ohne ein Wort zu äußern, schlug er den verräterischen Indianer, der das Fahrzeug scheitern lassen wollte, zu Boden, nahm die Ruder mit der Sicherheit eines alten Oxforders und brachte uns gewandt durch die verhängnisvollen Stromschnellen. Dann sprang er, vollkommen ruhig, ins Wasser, um seinen Hund, der mit dem Indianer über Bord gegangen war, zu retten. Ein Mann, der seinen Hund so liebte, schien wirklich nicht gefährlich zu sein.

Von da an nahm ich ihn in meinen Dienst. Wir kamen vortrefflich miteinander aus, fast ohne Worte, denn von Natur aus schweigsam, konnte er sich als echter Engländer niemals dazu entschließen, eine andere als seine Muttersprache zu sprechen. Leider fand er ein grauenhaftes Ende.

Seit zwei Tagen bahnten wir uns, ohne Wasser, ohne Lebensmittel, einen Weg mit dem Machete durch ein Dickicht, dessen Dämmerlicht und nächtliche Geräusche unsere Nerven aufrieben. Er war von seinem Hund, ohne Zweifel in einem Anfall von Tollwut, gebissen worden, doch eine merkwürdige Scheu hielt uns beide ab, darüber zu reden. So hasteten wir weiter, um möglichst bald nach meinen Besitzungen bei Iquitos zu kommen, dem einzigen Fleck, wo ich Chinin für mein Fieber und er einen heilkundigen Indianer finden konnte. Das andauernde Knacken im Gebüsch verriet, daß der Hund uns folgte. Auch jetzt kam kein böses Wort, kein Fluch über Smiths Lippen, doch begann er manchmal heftig zu gestikulieren. Wahrscheinlich geschah es in seinem letzten klaren Moment, daß er mir seinen Browning reichte und, ganz rot im Gesicht, als schämte er sich, in einem Kauderwelsch von Englisch und Spanisch sagte:

„Wenn das eintreten sollte, machen Sie mit mir ein Ende, nicht wahr? ... All right!“

Kaum hatten wir eine geeignete Lagerstelle für die Nacht gefunden, so verlangte er den Rest von unserem Zuckerrohrschnaps. Ganz sanft bemerkte ich, daß Branntwein nicht gut für seinen Zustand sei. Die Augen blutunterlaufen, starrte er mich an und begann, zu ... zu knurren, leise zu knurren wie der tollwütige Hund. Im selben Moment warf er sich auf mich. Aus seinem schäumenden Mund lief gelber Speichel, während die Zähne wie im Terzianfieber klapperten. Der Kampf war kurz. Doch als ich ihn an einen Baum gebunden hatte, fehlte mir das Herz, mein Versprechen zu erfüllen.

Was tun? Ihn sofort erschießen oder ihn lebend den wilden Tieren überlassen? ... Fürchterliche Stunden kamen. Die Tollwut faßte ihn ganz und gar. Schon war er zur Bestie geworden, deren Adern sich in einer übermenschlichen Anstrengung blähten, um zu heulen — mit heraushängender Zunge und dem wutverzerrten Ausdruck des Raubtieres in der Falle. Jetzt bellte er ...

Da sah ich in dieser Höllennacht, schlimmer als der Tod, Silhouetten umherhuschen und erst nach einer geraumen Weile wurde es mir klar, daß ich keine Indianer vor mir hatte.

Von den Schreien angelockt, kamen die Affen, um diesem seltsamen, tobenden Bruder, dessen Laute nicht mehr die der Menschen waren, im Tode beizustehen. Zuerst etwas zurückhaltend, umringten sie Smith, rieben sich an ihm, antworteten ihm mit verzweifelten Gesten. Es war auch eine Sprache, eine Sprache offenbarer Sympathie, an ihn, den gefallenen Menschen gerichtet, der sich wieder mit seinen wilden Brüdern im Walde vereinigte. Alle diese Affen schwatzten gleichzeitig etwas Sanftes, etwas Zärtliches — wie soll ich sagen? — eine Art freundschaftliche Botschaft, daß es mir kalt über den Rücken lief. Mit welchem Bilde menschlicher, mystischer Zärtlichkeit könnte ich wohl diesen ganzen tröstenden Zuspruch in der Stunde der Agonie vergleichen, der mich gleichzeitig abstieß und anzog?

Vergebens warf ich Aeste nach ihnen, um sie von der Lichtung zu vertreiben.

Smith starb, die bläulichen Lippen fest zusammengepreßt, schmutzige Tränen auf dem gedunsenen Gesicht. Plötzlich näherte sich ihm ein riesiges Affenweibchen. Wollte es den Leichnam vielleicht profanieren?... Ich schoß, schoß ohne Mitleid.

Zwei Tage später fanden mich meine Indianer — halb von Sinnen, gestikulierend wie ein Affe.

(Einzig berechtigte Uebertragung von Otto Albrecht von Bebber.)

Russische Narrengeschichten

Von Siegfried Bergengruen.

Iwan der Schreckliche, einer der grausamsten Herrscher, die in Rußland regiert haben, war in jeder Weise unnormal. Wie er selbst oft an Wutanfällen litt, in deren Verlauf er die rohesten und lasterhaftesten Handlungen beging, so liebte er es auch, von halb irrsinnigen und rasenden Menschen umgeben zu sein, mit denen er seine Späße trieb und deren Gliederverrenkungen ihm das größte Vergnügen bereiteten.

Sein Lieblingsnarr war der Fürst Gwosdew, den der Zar dadurch verrückt gemacht hatte, daß er ihn lange nur mit rohem Katzen-, Eidechsen- und Menschenfleisch füttern ließ. Dieser Narr durfte mit dem Zaren an einer Tafel speisen und sich die gewagtesten Aussprüche, die oft nicht gerade schmeichelhaft für den Selbstherrscher aller Reußen ausfielen, erlauben. Einmal aber war Iwan schlechter Laune, die Anspielungen des Fürsten Gwosdew mißfielen ihm, und er befahl in aufbrausendem Zorn dem Unglücklichen, niederzuknien, worauf er ihm eigenhändig kochende Fleischbrühe zwischen Leib und Gewand goß. Als der Fürst, der dergleichen nicht als Witz auffassen wollte, ein lautes Wehgeschrei erhob, stieß ihm der Zar ohne Umstände einen langen, zugespitzten Stab ins Herz, „weil der Dummkopf über den kleinen Scherz nicht lachte...!"

* * *

Eine große Liebhaberin von Narren war auch die Zarin Anna. Auf welche Weise diese ihre Spaßmacher zu engagieren pflegte, beweist folgender Vorfall. Einer ihrer Höflinge, der Fürst Galitzin, hatte den Verlust seiner Gattin zu beklagen. Um sich zu trösten, reiste er nach Italien, lernte dort ein bürgerliches Mädchen von großer Schönheit kennen und ließ sich nach erfolgtem Uebertritt zum Katholizismus mit ihr trauen. Darauf kehrte er mit seiner jungen Gattin heimlich nach Rußland zurück und lebte dort in größter Zurückgezogenheit auf seinem Gute. — Indessen wird dieser Vorfall durch einen gewissen Grafen Saltikow der Zarin hinterbracht, und sie befiehlt das junge Ehepaar vor ihren Thron. Als Galitzin mit seiner Frau erscheint, bricht die Zarin in lautes Gelächter aus und erklärt, dem Fürsten gebühre wahrlich der Vorrang vor allen Narren der Welt! — Sein Uebertritt zum Katholizismus wird für null und nichtig erklärt, die Italienerin davongejagt und dem Elend der Gasse preisgegeben, er selbst aber zum Hofnarren ernannt. Seine Obliegenheit ist es von nun an, im Gemache der Zarin in einem mit Eiern gefüllten Korb zu sitzen und zu gackern, denn auf Geheiß der Zarin stellt der Fürst nicht mehr einen Menschen, sondern eine Henne dar. Auch wenn die Zarin zur Kirche fährt, muß der Fürst Galitzin zu ihrem und des Volkes Gaudium hinten auf dem Wagen sitzen und gackern.

* * *

Dieselbe Zarin hatte auch einen ehemaligen Opernsänger, den Neapolitaner Pedrillo, zu ihrem Hofnarren ernannt. Dieser verstand es besser, seinen Vorteil wahrzunehmen, und ließ sich nicht behandeln wie der Fürst Galitzin. Es war Pedrillos Pflicht, mit der Zarin Hasard zu spielen, und da das Glück ihm hold war (oder die Zarin?), gewann er Unsummen. Bei Gelegenheit eines solchen Spiels fragte die Zarin den Narren, dessen Gattin sich durch auffallende Häßlichkeit auszeichnete: „Man hat mir erzählt, Du habest eine Ziege geheiratet! Ist das wahr?" „Gewiß", antwortete Pedrillo schlagfertig, „und dazu habe ich noch das Pech, daß sie schwanger geworden ist. Ich hoffe, Ew. Majestät werden uns besuchen und auch die üblichen Geschenke nicht vergessen!" — Tatsächlich erschien nach wenigen Tagen die Zarin mit dem ganzen Hofstaat bei Pedrillo, der, von ihrem Kommen rechtzeitig benachrichtigt, seine Gattin fortgeschickt und statt ihrer eine mit Bändern geschmückte Ziege ins Ehebett gelegt hatte. Die Zarin fand diesen Witz köstlich und überhäufte den Italiener mit Gnadenbeweisen.

* * *

Die Vermählung eines Narren und einer Närrin veranlaßte den Petersburger Hof im Januar des Jahres 1740, jenen berühmten Eispalast auf der Newa zu errichten, zu dessen Besichtigung die Leute von weither hinzuströmten, und über dessen Aussehen die merkwürdigsten Beschreibungen erhalten sind. Dieser Palast war nach allen Regeln der Baukunst aus Eisquadern hergestellt und wurde mit Wasser übergossen, so daß er wie aus einem Stück geformt erschien. Er besaß mehrere Stockwerke, Treppen, Galerien und märchenhafte Säle, die mit entzückend geformten Möbeln, Uhren und Geräten aus Eis angefüllt waren. Um den Palast standen eisgegossene Kanonen, aus denen richtig geschossen werden konnte, und mehrere Delphine aus Eis, deren Maul brennendes Naphtha entströmte. Selbst die Fensterscheiben in diesem Hause bestanden aus dünngeschabtem Eis und wurden nachts in verschiedenen Farben illuminiert. In jenem Schlosse nun feierten Narr und Närrin ihre Hochzeit und mußten trotz heftigen Sträubens die Brautnacht auf Befehl der Zarin in einem Eisbett verbringen.

Der letzte Hofnarr, der diesen Titel offiziell führen durfte, war ein gewisser Afsakow, der Spaßmacher der Zarin Elisabeth (1750). Er stand lange Zeit in hohen Ehren, hatte aber eines Tages den unglücklichen Einfall, der Zarin einen Igel mitzubringen, den er in ihrem Schlafgemach laufen ließ. Die Zarin hielt den Igel für eine Ratte, erhob ein mörderliches Geschrei und flüchtete auf einen Tisch. Auf ihr Geheiß wurde der Narr, der sich in der Ahnung, daß ihm nichts Gutes blühen könne, aus dem Staube gemacht hatte, verhaftet und zur Strafe der Tortur verurteilt.

Am Tage, an dem der Knecht 40 Jahre alt geworden war

Von Wilhelm Speyer.

Am Tage, an dem der Knecht vierzig Jahr alt geworden war, trat der Pfarrer vor ihn hin, reckte sich auf seinen Zehen, denn er war ein sehr kleiner Mann, indessen der Knecht einen gewaltig hohen und sogar prächtigen Körper sein eigen nannte, und sprach:

„So, du birgst das Heu in der Scheuer? Das ist recht. Nun lege die Gabel fort und reich mir deine Hand, denn ich will dir zu deinem heutigen Geburtstage Glück wünschen und dir diesen Taler überreichen als mein und meiner Gattin Angebinde."

Der Knecht legte, wie ihm geheißen war, die Gabel fort, reichte mit einem schwachherzigen Lächeln die Hand hin, die wie der Flossenfuß einer Elefantenrobbe in dem Händchen des Pfarrers hing, und sagte:

„Bei Ihnen bedanke ich mich auch schön für das schöne Geschenk."

Der Pfarrer hatte plötzlich ganz dicke Adern am Halse. Er wippte auf seinen Zehen und Hacken, hielt die Hände auf dem Rücken und sprach:

„Du wirst einmal sehen, daß du sehr bald ein paar Maulschellen von mir bekommst! Du bedankst dich bei mir für das schöne Geschenk, aber bei deiner Herrin Karentina, du Lümmel, willst du dich nicht bedanken? Ich bin ein alter Mann und ich heiratete ein junges Weib. Man sollte denken, da werde der Sprengel seinen Spott daran haben. Aber niemand ist so frech so unehrerbietig, auch nur das Maul zu verziehen, wenn ich vorüberkomme oder die Kanzel besteige, und ein jeder ehrt meine Gemahlin und ein jeder ehrt mich. Du grober Bauernflegel aber hast noch keine drei Worte an Karentina gerichtet, bietest ihr nicht die Zeit, bückst dich nicht, wenn ihr ein Kohlkopf aus dem Arm oder ein Apfel aus der Schale fliegt. Du bist dreißig Jahre auf diesem Hof und du hast manche Prügel von mir bezogen. Gib ja acht, daß du nicht an deinem Geburtstage eine sorgfältig zugemessene Tracht erhälst!"

Mit bleichem Grinsen nahm der Knecht die Gabel wieder in die Faust und lange Zeit dachte er über das Gehörte nach. Nachdem er schließlich alles begriffen hatte, was zu ihm gesprochen worden war, schmiß er die Gabel auf den nackten Stein und den Taler dazu. Sein Gesicht war nun weiß wie das Leichentuch des Lazarus. Er schritt mit mächtigstem Schritte über die Wiese, am Rain der Wintersaat entlang, zum Laubwald hin, wo er sich unter eine halbgeborstene Eiche niederwarf, dort ins Erdwerk kroch, als geselle sich Wurzel an Wurzel, und von untern so laut heraufstöhnte, daß es bis zum Pfarrhof hinüberschallte.

Als dieses im Laufe des Tages allen auf dem Hofe beschwerlich wurde, sagte der Pfarrer zu seiner Frau:

„Du solltest einmal hingehen, Karentina, und ihm gehörig den Kopf waschen."

Die Frau nahm einen Eimer lauwarmen Wassers, einen Schrubber und Schmierseife, ging mit wiegendem Gang und aufgeschürztem Rock über die Wiese, am Rain der Wintersaat entlang und zur Eiche hin, wo sie ihren Eimer vor den Knecht niederstellte, sich erhitzt eine Strähne ihres gelben Haares aus der Stirn blies und hierzu sprach:

„Der Pfarrer, mein Mann, hat mir aufgetragen, dir einmal tüchtig den Kopf zu waschen."

Also stellte sie sich vor dem sitzenden Riesen auf, griff in sein mürbes Haar und begann den Kopf von der Stirn bis zum Kinn abwärts mit Wasser, Schrubber und Schmierseife zu behandeln. Hierüber aber weinte der Knecht wie ein junger Hund, der gereinigt wird. Denn er hielt das, was Karentina da mit ihm unternahm, für eine große und unvertilgbare Schmach. Sie riß ihn nämlich an den Ohren, am Barte, an der Nase, ja, was das schlimmste von allem war. sie preßte sogar sein Gesicht zwischen ihre kräftigen Knie, damit sie keinen Teil der ihr aufgetragenen Pflicht versäume und dem Knecht auch den Nacken und das Hinterhaupt tüchtig einseifen könne. Zum Schluß goß sie noch den Rest Spülwasser über ihm aus, zeigte lachend ihre jungen Weibeszähne und sagte: „So! Nun ist es geschehen, was geschehen sollte!" und sie ließ den jammernden Giganten in seinem Wurzelwerk zurück.

Zur Mittagszeit des Tages, an dem der Knecht vierzig Jahre alt geworden war, als jedermann im Hause tüchtig schlief und schnarchte, stieg der Knecht in seine Kammer und hängte sich am Fensterkreuz auf, denn einen anderen Ausweg, dem Schimpf zu entrinnen, sah er nicht. Aber Karentina war ihm auf Geheiß des Pfarrers nachgegangen und hatte sich durch das Schlüsselloch alles Sehenswerte dieser Selbst-Entseelung mitangesehen. Jetzt öffnete sie die Tür, reckte lachend die Arme zum Hals des Knechtes hin und schnitt mit einem Gartenmesser den Strick durch, so daß der Knecht an ihrer Brust und an ihrer Hüfte und an ihrem Schenkel entlangglitt und schließlich mit dem Gesicht auf ihren Fuß stürzte.

Beim Abendmahl hatte er wieder seinen gewöhnlichen Sitz an der Tafel inne. Die Milchmagd hustete. „Ich weiß gar nicht, was mir seit heute Mittag im Hals steckt!"

„Das ist das Frühjahr, das schnell gekommen ist, da juckt der Blütenstaub in der Luftröhre", sagte der junge Theologe, der hier als Lehrling das Predigen erlernen sollte.

Der Stallbursche schwenkte den Finger wie in der Schule beim Ansagen.

„Ja, im Kalender steht es geschrieben: Bei solchem Wetter ereignet es sich, daß manch einen Menschen ein wahrer Zorn gegen seine eigene Kehle ergreift!"

„Du solltest „Seele" sagen, nicht „Kehle"!" antwortete ihm die Großmagd.

„Sieh einmal den Großknecht an, der hat schon einen richtigen roten Streifen um den Hals vor lauter Zorn!"

Die Dienstmagd stellte eine Schüssel voll Brei vor den Knecht auf: „Das ess' der Großknecht jetzt! Das macht ihm seinen Zorn gelinde!"

Der Pfarrer aber klopfte mit dem Knöchel seines Zeigefingers auf die Tischplatte: „Ihr sollt mir einen Mann nicht hänseln, sondern ihn ehren, der heute vierzig Jahre alt geworden ist und davon dreißig auf unserm Pfarrhof bedienstet war. Er ist diese ganzen Jahre ein gewaltiger Arbeiter im Weinberge des Herrn gewesen, und was besagt das hiergegen, wenn ihr von ihm sprecht, daß er zuweilen töricht und unberaten handelt und daß seine Ohren zuweilen das Rechte nicht hören, seine Lippen das Rechte nicht sprechen und seine Augen das Rechte nicht sehen? Wahrlich, das heißt mir doch im Hause des Gehenkten vom Strick reden!"

Der Knecht hielt bei all diesen Reden durchaus nicht den Kopf gesenkt, sondern reckte im Gegenteil stolz seinen Hals und sah jedem der Höhnenden, zumal aber dem Pfarrer, grinsend in das Gesicht. Sodann erwiderte er:

„Es ist noch nicht heraus, wer heute hier in diesem Hause der Gehenkte geworden ist, und was meine Augen heute mittag gesehen haben und was meine Lippen heute mittag geschmeckt haben, das haben sie mein Lebtag zuvor alle vierzig Jahre nicht zu schmecken und zu sehen bekommen und, wahrlich, es war das Rechte!"

Diese Rede war nun freilich dunkel, wirr und sogar albern, und niemand am Tisch nahm sich auch nur die Mühe, richtig hinzuhören oder sie gar zu enträtseln. Der Knecht aber grinste Karentina an, die ihm mit ihren schiefen grauen Augen ins Gesicht blitzte und mit lachendem Munde in ihr großes Stück Brot biß.

Der Tauschhandel

Von Boris Pilnjak.

Zwei Männer mit Papierpaketen unterm Arm gehen die Straße entlang. Am Brunnen steht ein verhutzeltes Mütterchen. Der eine Mann nähert sich ihr geheimnisvoll und raunt ihr ebenso geheimnisvoll ins Ohr: „Hör', Mutter, du tauscht wohl nicht Mehl gegen Waren?" — „Was für Waren?" — Manufakturwaren, Melestin, Serges... verschiedene Sorten." — „Ja, warte mal... Ihr könnt in das Haus da gehen, von wo aus ich winken werde!"

Sie winkt und die beiden Männer gehen hin. Sie poltern gegen die Tür und treten ein. Der Ofen, auf dem eine alte Frau mit einem halben Dutzend zerlumpter Kinder liegen, nimmt die halbe Stube ein. In einer Ecke hausen Schweine. In der Altarnische sehen sie den Mann, Heiligenbilder, einen General und die kaiserliche Familie. Sie bekreuzigen sich, grüßen. Drücken nach der Reihe dem Mann und allen Bekannten der Familie, die sich im Hause versammelt haben, die Hände. Sie bitten um Essen — essen drauflos, still und gierig: Speck, Schweinefleisch, Schafsfleisch, Grütze, Suppe und Brot und wieder Speck und wieder Schafsfleisch. Der Hausherr sitzt schweigsam in der Altarnische. Still betrachtet er die Gäste, während seine Augen im Bart verschwinden. Schließlich sagt der Hausherr zu seiner Schwiegertochter: „Dunjka, richte das Bad!" Die Gäste gehen hinaus, um zu baden. Dunjka trägt ihnen Wasser zu, während sie sich dampfen.

Als die Gäste wieder eintreten, sagt der Hausherr: „Bring' den Samowar Dunjka, und zu den Gästen gewendet: „Nun, was habt ihr denn für Waren? zeigt sie her!" Die Gäste breiten die Waren aus. Der Hausherr betrachtet sie mit Männerblick und schweigt. Die Frauen des Hauses aber und die andern, die sich in der Hütte eingefunden haben, hängen an den Waren, wie Bienen an der Honigkrucke. Der eine Gast drapiert die Frau des Hauses mit einem roten Stück Zeug, pufft sie in die Seite und spricht lebhaft auf sie ein: „Sehen Sie mal Herr, sie ist 20 Jahre jünger geworden, jünger als das jüngste Mädchen." Die Frau verschwindet schleunigst auf den Ofen, fort von ihrem Mann: „Hör auf du Schelm," sagt sie verschmitzt. Der Gast schneidet Grimassen, legt ein Stück Cheviot übers Bein, steckt das eine Knie vor und prahlt. Die Weiber wählen Brauchbares und Unnützes, während der andere Gast mit dem Mann über Ackerbau, den Krieg und den Hunger spricht, und daß jeder in Moskau so viel Melestin, Madapolam, Maschinen und Sirtzeug habe, wie er sich nur wünschen könne, und doch fielen die Leute auf den Straßen vor Hunger tot um.

Der Tee wird serviert. Alle trinken aus der Untertasse, die sie auf fünf Fingern balanzieren. Sie sagen alle nichts. Wenn man nicht betrügt, denkt der eine Gast, kann man nichts verkaufen. Nachdem jeder ein halbes Dutzend Gläser Tee getrunken hat, stellt sich der Wirt in Positur und fragt barsch: Na, und der Preis?" Die Frauen rücken mit halb naiven, halb erschrockenen Gesichtern zusammen. Nun nahm sich der Hausherr der Sache an. „Wenn Sie die Ware nehmen, bekommen wir das Geld," ruft der Gast vorlaut. — „Aber wir verkaufen gegen Mehl!" — „Ja, wir wissen das mit dem Mehl. Das Mehl kostet zwei Rubel und 60 per Pud." — Das Gesicht des Gastes verzerrt sich vor Aerger und Schmerz. Er klagt wie ein altes Weib. „Ach — ach! — Sie verstehen es, Preise für Ihre Waren zu nehmen, aber unsere Waren stehen natürlich nicht so hoch im Kurs. Aber, wer ist es denn, der die Preise so hoch geschraubt hat? Sind wir das vielleicht? Wir, die wir vor Hunger auf der Straße krepieren, — aber Sie — Sie wollen uns die Haut über die Ohren ziehen. — Wie bitte? Wer hat denn die Preise hochgeschraubt? — wer?... Wer — frage ich zum Teufel?... Immer heißt es, daß wir es sind."

„Schenk' mehr Tee ein, Mutter", sagt der Hausherr barsch.

Und wieder trinken sie aus den Untertassen und feilschen. Trinken und dingen. Langes Hin- und Herreden. Ehrfurchtsvolles Schweigen der Frauen. Nur das alte Weib auf dem Ofen fragt zum zehnten Male: „Wer ist denn eigentlich gekommen?" — Draußen im Gang scharen sich die Burschen um die Mädchen, die sie im ganzen Dorf gesucht haben. Ein Schwein grunzt ganz unehrerbietig. Unter dem Ofen krähen junge Hähne.

Endlich kommt der feierliche Augenblick des Handschlages zwischen dem Wirt und seinen Gästen.

Alle Waren — in Bausch und Bogen — werden zu drei Arschin per Pud Korn verkauft. Der Wirt ist zufrieden, weil er die Gäste begaunert hat, und die Gäste sind zufrieden, weil sie den Wirt betrogen haben. Noch einmal bietet er seinen Gästen Essen — Kohlsuppe mit Schweinefleisch. Weizenpfannkuchen mit Sahne und Butter. Grütze mit Fett. Dann führt er sie in die Kneipe, um mit ihnen etwas vom Selbstgebrannten zu trinken!

Deutsch von Ml. Henniger-Andersen.

Lustige Ecke

Gefahr für Vornehme. Roda Roda schreibt der „Jugend": Der Staat Virginia hat die zwangsweise Sterilisierung von Schwachsinnigen beschlossen. Wenn sich das Verfahren verbreiten sollte, ist mit dem Aussterben vieler vornehmer Familien zu rechnen.

Der Gatte. „Das ist schrecklich, mit diesen Straßenbahnen, immer überfüllt." — „Papa, hast du denn keinen Sitzplatz bekommen?" — „Ich schon, aber deine arme Mutter hat die ganze Zeit stehen müssen."

Frage Mama. „Papa," fragte der kleine Junge, „was ist ein Friedensangebot?" — „Alles mögliche, von der Schachtel Pralines an bis zu einem Pelzmantel."



Freigewerkschaftliche Rundschau



Nach altem Muster!

Wenn die gewerkschaftliche Arbeitsgemeinschaft keinen Ausweg weiß, wie sie mit der Taktik des Arbeitgeberverbandes fertig sein soll, so beruft sie einen Betriebsrätekongreß ein, dessen Verlauf man sich, ohne dabei zu sein, im voraus denken kann. Und so hat auch am 24. August ein solcher Allgemeiner Betriebsrätekongreß stattgefunden, dessen Verlauf für die gesamte Arbeiterbewegung höchst bedauernswert ist und keineswegs geneigt, irgendwie Eindruck zu erwecken oder gar eine Kampfesstimmung der Arbeiterklasse aufzuzeigen. Und wenn man alle Argumente der Wirtschaftskrise der Unorganisiertheit der Arbeiterschaft und wer weiß sonst noch was anführt, so kann dies alles nie als Entschuldigung gelten. Denn es wäre weit besser gewesen, diesen Kongreß noch hinauszuschieben, als mit diesen Resultaten an die Oeffentlichkeit zu treten. Gewiß auch die Gewerkschaftler unserer Richtung werden froh sein, daß der Betriebsrätekongreß stattgefunden hat, denn nun ist man für einige Zeit beruhigt und die gewerkschaftliche Praxis geht ihren Weg weiter, der Schiedsspruch wird schließlich angenommen, denn die Betriebsräte werden aufgefordert, letzten Endes den Gewerkschaftsführern den Weg zu weisen, was bei einer eventuellen Ablehnung aller gewerkschaftlichen Forderungen die Organisationen zu unternehmen haben. Hört man diese Phrasen, so frägt man sich, zu welchem Zweck sind dann die Gewerkschaften da, wenn sie ihre Richtlinien zur Bessergestaltung der Lage der Arbeiterschaft von den Betriebsräten fordern. Wenn diese Betriebsräte den Weg selbst wissen werden, brauchen sie, mit Verlaub, die Gewerkschaften nicht, sie sind dann überflüssig, das muß mit aller Klarheit den Gewerkschaften gesagt werden.

Nur mit schmerzlichem Bedauern kommen wir auf diesen Betriebsrätekongreß zurück, dessen Verlauf mit wenigen Ausnahmen ein guter war, allerdings kann man ihm auch nichts mehr nachsagen. Denn die dort gehaltenen Referate haben nicht einmal den Durchschnitt normaler Zeitungspolemiken erreicht und man muß im Gegenteil sagen, daß es fast den Anschein hatte, daß die Referenten ihr Material nicht Untersuchungen der Wirtschaftslage verdanken, sondern einfach alte Zeitungsnachrichten in teils mißverstandener Form neu auflegten und weil leider die Arbeiterschaft heut nicht in der Lage ist, mehrere Zeitungsorgane zu verfolgen, nahm sie alles als bare Münze hin. Auch über die Sozialgesetzgebung hat man Neues, was nicht schon in der Presse stand, erfahren können. Und wie das Niveau der Referate, war auch die Diskussion als notwendige Folge und kommt man auf die Resolutionen zurück, so sind ihre Verfasser, wegen der dort enthaltenen „Wahrheiten" einfach zu bedauern. Wir unterstreichen, daß es uns unangenehm ist, auf diese Dinge zurückzukommen, aber wir haben keine Absicht solche „Beschwichtigungskongresse" als Betriebsrätekongresse zu dulden, denn sie verfehlen vollkommen ihren Zweck und rauben der Arbeiterklasse sowohl das Vertrauen zum Betriebsrätegesetz selbst, als auch das Vertrauen zu den Gewerkschaften. Mit Recht hob einer der Teilnehmer nach dem Kongreß hervor, zu welchem Zweck man noch einen Unterschied in den Organisationen machen soll, wenn sie in so friedlicher Eintracht bei der „Beruhigung" der Arbeiterschaft zusammenwirken, wobei wir auf die Beschuldigungen nicht eingehen, denen ein Körnchen Wahrheit innewohnt. Und wie bei allen Gelegenheiten, wo man nicht vorwärts kann, schiebt man den Kommunisten die Schuld zu, daß es der Arbeiterklasse nicht besser geht. Eine bequeme Methode, die aber der Arbeiterklasse niemals von Nutzen sein wird.

Das wichtigste Problem, welches der Betriebsrätekongreß hätte lösen müssen, war neben der Lohnfrage doch das Betriebsrätegesetz, gegen welches die Unternehmer nämlich Sturm laufen und in diesen Kreisen erwartet man, daß von ihm in einigen Jahren nichts übrig bleiben wird. Man beruft sich auf ein altes Versprechen bei der Uebernahme und hofft, daß man es so ungefähr, wie mit dem Achtstundentag zustande bringt. Erst wird man die Betriebsräte in Lieferungen einspannen, dann läßt man sie alle möglichen Kassen verwalten, schließlich kommen Unregelmäßigkeiten und da ist Gelegenheit genug, den Arbeitern zu zeigen, ob sie unter solchen Umständen noch auf das Betriebsrätegesetz einen Wert legen. Wird dieser Weg nicht ganz zu erfüllen sein; dann wird man schon von den Behörden darin Unterstützung finden, da das Betriebsrätegesetz vorerst für kleinere Betriebe außer Kraft gesetzt wird, weil die gegenwärtige Wirtschaftslage „Experimente" seitens der Betriebsräte nicht ertrage und die verlaufenen Jahre seit der Uebernahme haben uns bewiesen, daß zeitweilig die Behörden für solche Zuflüsterungen ein williges Ohr haben und ist man erst so weit, dann kann die Arbeiterschaft lange warten, bis das Betriebsrätegesetz noch einmal in Kraft tritt. Wir sehen, daß es gesetzliche Grundlagen nur im früher deutschen Teil der Wojewodschaft hat, anderwärts ist es jedenfalls noch nicht gesetzlich verankert. Dieser Umstand sollte auch den Gewerkschaften zu denken geben, denn die beste Sozialpolitik nützt nichts, wenn sie auf dem Papier stehen bleibt und in einem solchen Stadium befinden wir uns bereits. Man sollte nicht vergessen, daß die Schöpfer des Betriebsrätegesetzes die Absicht hatten, durch dieses Gesetz der Wirtschaftsdemokratie zum Recht zu verhelfen und den Arbeitern ein Recht auf Betriebskontrolle zu sichern. Daß dies nicht gelungen ist, wissen wir aus dem Verlauf der Ereignisse. Und jetzt kommt es darauf an, nicht Beschwichtigungskongresse zu veranstalten, sondern der Arbeiterklasse zu zeigen, welche Gefahren ihr drohen, wenn das Betriebsrätegesetz auch nur zeitweilig außer Kraft gesetzt wird. Diese Aufgabe hat der Betriebsrätekongreß nicht einmal berührt und das ist sein größter Fehler. Ohne Prophet zu sein, kann man sagen, daß der Betriebsrätekongreß weniger den Kampfeswillen der Arbeiterschaft, als den der Unternehmer gestärkt hat. Diese Unfähigkeit, wirtschaftlichen Einfluß zu gewinnen, ist leider seit Jahren der Hauptfehler gewerkschaftlicher Praxis. Man will nicht führen, sondern will von den Betriebsräten geführt werden und wundert sich dann, wenn der Arbeitgeber bei seinen Verhandlungen die Gewerkschaften in der lächerlichsten Art behandelt. Sollen Betriebsrätekongresse Erfolg haben, so muß unter den Gewerkschaften selbst Kampfgeist vorhanden sein, und diesen scheuen die Organisationen, wie der Teufel das geheiligte Wasser. **Wenn die Führer nach Hilfe rufen, dann sollen die Arbeitermassen Vertrauen zu ihnen haben.** Weit haben wirs gebracht und sollen nun das Werk der Befreiung der Arbeiterklasse aus privatkapitalistischer Unterdrückung durchführen!

X. Y. Z.

Deutsche Gewerkschaften in Polnisch-Oberschlesien

Von einem alten Gewerkschaftler wird uns geschrieben:

Der Sejmabgeordnete Jankowski, hat mit seinem Artikel unter dem obigen Titel auf den Busch geklopft, in welchem neben Grajek Herr Rybicki, von dem „Zentralny Zwionzek" versteckt saß. Anscheinend haben dem Herrn Rybicki, die sachlichen und grundsätzlichen Ausführungen Herrn Jankowskis, die ein jeder Gewerkschaftler, ohne irgend welche Bedenken zu haben, unterschreiben konnte, mißfallen, weil er einen langen Artikel in der „Gazeta Robotnicza" und der „Polska Zachodnia" am 22. August veröffentlicht hat. U. a. beruft sich Herr Rybicki in seinem Artikel auf die unbedeutende Rolle, die er in Polen spielt und behauptet, daß er sich mit seiner Intelligenz, mit Herrn Jankowski schon messen könnte. Einen Zusammenhang mit der Selbständigkeit der Deutschen Organisation in Ost-Oberschlesien und der „hohen Intelligenz" Rybickis, können wir hier nicht erblicken. Unseres Wissens nach, hat Herr Rybicki seine unbedeutende Rolle, trotz seiner „hohen Intelligenz", seinem politischen Duzfreund und zum Teil seinem unzureichenden Organisationstalent zu verdanken. Wir wollen aber gerecht sein, und lassen den polnischen Sozialisten und polnischen Gewerkschaftssekretär, über unsere gewerkschaftliche Organisation selbst reden. Herr Rybicki behauptet, daß die Deutschen lediglich aus politischen Gründen deutsche Gewerkschaften in Polnisch-Oberschlesien unterhalten, von welchen sich die polnischen Gewerkschaften in Deutschland und Frankreich dadurch unterscheiden, daß sie in ihren Reihen keine Deutschen und keine Franzosen haben, und dann schreibt er folgendes: Man möge uns auch einen deutschen Arbeiter in Deutschland, oder einen französischen Arbeiter in Frankreich zeigen, der einer polnischen Gewerkschaftsorganisation angeschlossen ist. Könnt ihr dasselbe über eure Organisation sagen? Könnt ihr diese bedauerliche Tatsache abstreiten, daß es in euren Reihen von polnischen Arbeitern nur so wimmelt? Könnt ihr aufrichtig behaupten, daß ihr durch eure Tüchtigkeit und durch euren Eifer, ferner durch eure Kraft, bezw. durch eure Idee, das Vertrauen des polnischen Arbeiters zu eurer Organisation geweckt habt? Könnt ihr bestreiten, daß ihr in einer nichtswürdigen allen Organisationsgrundsätzen, hohnsprechenden Weise, durch Kauf und Korruption jene Mitglieder, die schwachen Charakters sind, aus den polnischen Organisationen herausgelockt, und in die deutschen Gewerkschaften hineingelockt habt? Und ist das im Interesse der Arbeiter geschehen? Ich zweifle, daß ihr eine Antwort findet und falls ihr eine solche findet, so wird sie nicht sachlich sein.

Trösten Sie sich, Genosse Rybicki, wir werden Ihren zweispaltigen Artikel „aufrichtig" beantworten, und zwar so beantworten, daß ihre „hohe Intelligenz" dies auch wirklich kapiert. Herr Rybicki hat viele Jahre in Berlin gewohnt, und war dort ein pflichttreues Mitglied des deutschen Metallarbeiterverbandes gewesen. In Westfalen und in Berlin, haben „geschäftstüchtige" Polen, Handelsgeschäfte aufgemacht und verkündeten, daß es eine rein patriotische Pflicht eines jeden Polen ist, nur bei dem Landsmann einzukaufen. Das haben auch alle Polen anerkannt, und doch kauften sie nicht beim Landsmann ein. Der eine war wo anders verpflichtet, ein zweiter hatte es zu weit, genug, daß schließlich der patriotische Kaufmann Pleite machte. Das geschah aus diesem Grunde, weil unser Landsmann mit den deutschen Geschäften nicht konkurrieren konnte. War es etwa mit den Gewerkschaftsorganisationen in Deutschland anders gewesen? Neben den alten, im Kampfe erprobten deutschen Gewerkschaften, die ihren Mitgliedern in jeder Bedrängnis treu zur Seite standen, bestanden auch polnische Gewerkschaften. Ihr Leiter war Herr Sozinski. Der polnische gewerkschaftliche Kram, konnte eben mit der deutschen Konkurrenz nicht mitkommen, die wohl ihren Mitgliedern, einen polnischen Gottesdienst, nicht aber die Wahrnehmung ihrer Klasseninteressen bieten konnte. Das hat viele intelligentere polnische Arbeiter, unter ihnen auch Herr Rybicki, veranlaßt, der deutschen gewerkschaftlichen Organisation beizutreten. So war es früher, und so ist es noch heute. Sowohl in Deutschland als auch in Frankreich. Die polnischen Gewerkschaften faßten auch ihre Aufgabe dahin auf, daß sie das religiöse und das nationale Moment unter den polnischen Arbeitern pflegen, und den gewerkschaftlichen Kampf den Deutschen überließen.

Genau so unberechtigt ist der Vorwurf, daß die deutschen Gewerkschaften die polnischen Mitglieder germanisieren. Der Pole in Berlin oder in Westfalen, ist sicherlich einer Germanisierung ausgesetzt, genau so wie der Deutsche einer Frankenisierung in Paris. Dafür sorgt die Umgebung, nicht aber eine unpolitische Gewerkschaftsorganisation, die ganz andere Zwecke verfolgt. Polen beherrschen keine Deutschen, weil es selbst beherrscht wurde, hat aber in Kielce einen Manteuffel zu Grabe geleitet, und bei der Besetzung Ost-Oberschlesiens, die polnischen Truppenteile durch einen Herrn Unruh führen lassen. Herr Rybicki wird sich schon damit abfinden müssen, daß höhere Gesetze bestehen, die die Assimilation bestimmen.

Wir kommen endlich zu Polnisch-Oberschlesien. Da trifft uns gleich der Vorwurf, daß wir durch List, Korruption und Geld die Arbeiter aus den polnischen Gewerkschaften herausholen und sie dann in den deutschen Gewerkschaften germanisieren. Wir wollen nicht bestreiten, daß unsere Gewerkschaften mehr Anziehungskraft haben müssen, als die polnischen, weil sie bereits eine Geschichte hinter sich haben, während eine alte polnische Gewerkschaftsorganisation nicht bestanden hat. Immerhin waren vor einigen Jahren, die polnische Berufsvereinigung und der Zentralny Zwionzek in Oberschlesien stark gewesen. Ihre Mitgliederzahl haben sie mit 300 000 angegeben. Wo sind denn diese Mitglieder und die Funktionäre geblieben? Herr Rybicki muß das wissen, weil diese Organisation ihm direkt unter den Fingern zerronnen ist. Nur ein übler Nachgeschmack und der Streit um das vergeudete Geld sind noch übrig geblieben. Die polnischen Gewerkschaften haben sich in politische Kämpfe hineinzerren lassen, ließen sich dafür hohe Beträge zahlen, die letzten Endes nicht nur die Mitglieder, aber hauptsächlich unter den Funktionären arge moralische Verwüstungen verursacht haben. Die mühevoll einkassierten Mitgliedsbeiträge wurden verpulvert, und das von den Mitgliedern geschenkte Vertrauen mit Füßen getreten. Die Zeit liegt nicht weit zurück, als die Mitglieder zu Tausenden ihre Mitgliedsbücher zerrissen und sie in den Ofen warfen. Daraufhin wandten sich die polnischen Gewerkschaftsführer Handelsgeschäften zu, während Herr Rybicki hier eine rühmliche Ausnahme machte. Im Handel hatten die Herrn noch weniger Glück, als in den Gewerkschaften. Die sie nach der großen Pleite der verschiedenen Spolki wieder aufrichten wollen. Sie stoßen überall auf Mißtrauen unter den Arbeitern und beschuldigen die deutschen Gewerkschaften, daß sie ihnen die Mitglieder wegschnappen. Ist es nicht so, — Herr Rybicki? Sollen wir etwa durch Namennennen ihr schwaches Gedächtnis etwas auffrischen? Leider ist Korruption in den Reihen der gewerkschaftlichen Organisation eingerissen, aber nicht bei den Deutschen, sondern bei den polnischen Gewerkschaften. Die Korruption ist bei Ihnen zu Hause, Herr Rybicki!... Sie macht ihnen die Mitglieder abspenstig und hindert die Ausdehnung ihrer Organisation. Reden Sie also nicht vom Deutschtum und Polentum bei uns. Eine Organisation sowohl in Deutsch-Oberschlesien, als auch in Polnisch-Oberschlesien würde einen jeden Arbeiter gerne aufnehmen und nach seiner nationalen Zugehörigkeit nicht fragen. Wie kann aber zu einer Organisation ein deutscher Arbeiter beitreten, wenn er sieht, daß die polnischen Mitglieder ihre Mitgliedsbücher zerreißen und in den Ofen werfen? Schließlich liegt dem oberschlesischen Arbeiter, sowohl hüben als auch drüben, das Deutschtum nicht weiter als das Polentum. Er richtet sich hier nach seinen Klasseninteressen und geht dorthin, wo nach seiner Meinung jene Interessen aufrichtig und gewissenhaft vertreten werden. Sein freier Wille kann hier nur maßgebend sein!

—Ki.

Gewerkschaftsbewegung in Jugoslawien

Vor dem Weltkriege war das heutige Reich der Serben, Kroaten und Slowenen ohne eine starke, moderne gewerkschaftliche Bewegung. In Slowenien gab es 1913 insgesamt rund 4600 organisierte Arbeiter, in Kroatien 5188, in Wojwodien, ehemaliges Südungarn, 5000, in Bosnien und Herzegowina 5500 und in Serbien, wo der Balkankrieg seine verheerenden Wirkungen schon gezeitigt hatte, insgesamt 4200 organisierte Arbeiter. Die 1918 erfolgte nationale Vereinigung hatte in das Wirtschafsleben einen etwas krankhaften und künstlichen Aufschwung gebracht. Man wollte gewaltsam eine Industrie schaffen. Das gleichzeitige rasche Anwachsen der Gewerkschaften war aber nicht das Ergebnis einer hohen Konjunktur, sondern vielmehr jenes Elends, in das die Arbeiter durch den Krieg und dessen Folgen hineingeraten waren. Verzweiflung und Hoffnung zugleich trieben die Proletarier in die Gewerkschaften. Wenn wir sagen, daß die Zahl der organisierten Arbeiter 1920 rund 200 000 betrug, so sagen wir durchaus nicht zuviel. Diese Zahl entspricht etwa dem Fünftel aller Lohnarbeiter.

Die Sowjets übernahmen jene Auffassung zaristischer Außenpolitik, wonach der Balkan als archimedischer Punkt galt, von welchem aus Europa auseinandergehoben werden sollte. Die Sowjetlehren wurden auf dem Balkan, speziell in Jugoslawien mit großer Energie verbreitet, was zur Folge hatte, daß die südslawische Sozialistenpartei, die den Kern der jugoslawischen Sozialdemokratie bildete und vorher mit der deutschen Partei zusammenging, sowohl auf theoretischem als auch auf praktischem Gebiete immer mehr nach links abschwenkte, bis es schließlich 1920 zu einer Spaltung kam.

Mit der Spaltung der Sozialdemokratischen Partei ist auch die Gewerkschaftsbewegung zusammengebrochen. In den bedeutenden slowenischen Kohlenbergwerken gab es 1920 etwa 11 000 organisierte Arbeiter, während 1924 nur noch 730 Mann der Gewerkschaft angehörten. Ebenso gehörten von den 100 000 Holzarbeitern 1924 nur noch 2900 der Gewerkschaft an und von den Lederarbeitern nur 400 statt 30 000 Arbeitern, so daß 1923 die Zahl der organisierten Arbeiter auf 28 000 zusammengeschrumpft war.

Da nun der Zusammenbruch der Gewerkschaften in Jugoslawien mit dem Zusammenbruch des künstlich zum Aufschwung gebrachten Wirtschaftslebens zusamemnfiel, standen die Arbeiter den verderblichen Folgen der Wirtschaftskrise vollkommen schutzlos gegenüber. Nach Papierdinar gerechnet, kosten die allernötigsten Warenartikel des täglichen Bedarfs das 24fache gegenüber 1914, während die Durchschnittslöhne durchaus nicht in diesem Verhältnis gestiegen sind.

Die Erkenntnis, daß der jugoslawischen Arbeiterklasse infolge der Spaltung vollkommene Entkräftigung droht, hat die Führer der verschiedenen Parteien und Gewerkschaften zu einem Einigungsversuch veranlaßt. Der die Wiedervereinigung vorbereitende Kongreß hat zwischen dem 10. und 12. Oktober 1926 in Belgrad stattgefunden und es gelang mit Hilfe des IGB., das Werk des Zusammenschlusses unter Dach zu bringen, indem man politische Neutralität und Unabhängigkeit der Gewerkschaftsbewegung vom Kommunismus und der Sozialdemokratie beschloß.

Die Zugkraft des Gewerkschaftsbundes der vereinigten Arbeiter hat sich sehr bald gezeigt. Es gelang in einer großen Protestversammlung im Frühjahr, die Massen aus ihrer Stumpfheit wachzurütteln, um sie gegen einen Abbau der Sozialpolitik zu bewegen. Damit begann die Rückkehr der Arbeiterschaft zu den Gewerkschaften. Ein Beispiel hierfür ist die Eisenbahnergewerkschaft, die am 1. Januar 1926 2678, am 1. September aber schon über 5000 Mitglieder zählte, obwohl die jugoslawische Regierung die gelben Gewerkschaften unterstützt. Ebenso erwarb der Bund der Privatangestellten und Beamten seit Oktober vorigen Jahres 1909 Mitglieder, so daß er heute rund 5000 Mitglieder besitzt. Aehnlich gestaltete sich die Lage in anderen Gewerkschaften, und man rechnet, daß der heutige allgemeine jugoslawische Gewerkschaftsbund insgesamt etwa 60 000 Mitglieder hat.

Gewerkschaften und Internationale

Kommentare zum Pariser Kongreß.

Der „Korrespondent" der Buchdrucker, der über den Internationalen Gewerkschaftskongreß ausführliche und bemerkenswerte Berichte brachte, schreibt abschließend in seiner Nr. 68 vom 24. August:

Daß die breite Masse der Gewerkschaftler mehr mit ihren internationalen Dingen beschäftigt werden muß, das haben die Erfahrungen mit dem vierten Kongreß vollauf gelehrt. Es ist diesmal ja auch schon besser geworden, wenn man sich die Berichterstattung über die Pariser Verhandlungen betrachtet. Die Gewerkschaftspresse ist in viel größerem Umfange daran beteiligt, wenn auch der Qualität nach mehr hätte getan werden können. Die „Gewerkschaftszeitung" selbst war im Jahre 1924 sogar von äußerster Bescheidenheit in ihrem Kongreßbilde von Wien. Man

sollte die Arbeiter nicht immer so auf das ja später erscheinende stenographische Protokoll hinweisen; wer kommt denn dazu? Diesmal hat es in der Gewerkschaftspresse sogar leibhaftige Bilder von dem Pariser Kongreß gegeben; was aber damit den Lesern geboten worden ist, war schlimmer als beabsichtigte Karikaturen von den Hauptpersonen des Kongresses...

Abschließend soll diesmal nur noch gesagt werden, daß die von den russischen Führern — mit denen wir niemals die russischen Arbeiter identifizieren — stets so häßlich bekämpfte „gelbe Amsterdamer Internationale" trotz der Periode Purcell-Brown ihre großen Verdienste um die Gewerkschaftsbewegung hat. Von den russischen Methoden her ist aber die Reaktion ausgegangen in viele Länder; der italienische Faschismus hat ja zum direkten Vater den russischen Kommunismus. Wenn man die Gefahrenschwere genau abwägen will, dann erscheinen die gelben Gewerkschaften der Unternehmer leichter zu wiegen als die Regierungsgewerkschaften in Rußland und Italien, die ebensowenig Selbständigkeit besitzen. Das durch und durch falsche Einheitsfrontgetue der russischen Diktatoren wird scharf gekennzeichnet durch die Wiedergabe des Stöcker-Briefes aus Moskau vom März 1924, worin es sich um „die Entscheidung über die Spaltung der deutschen Gewerkschaften" handelt, und dann durch den fünften Kongreß der kommunistischen Internationale am 17. Juni 1924, wo es höhnend hieß: „Wenn jemand wirklich glaubt, es handelt sich um eine Heirat mit den Amsterdamern, dann hört die Gemütlichkeit auf." Beide dem „aufrichtigen" Tomski-Briefe an den IGB. in Amsterdam kurz vorausgehenden Stellungnahmen beweisen zur Genüge, welchen großen Feind die internationale Arbeiterschaft gewerkschaftlich wie politisch in den russischen Machthabern großen und kleinen Kalibers gegen sich hat. Es ist anzuerkennen, daß der Pariser Kongreß der Reinigungskrise diese Erkenntnis sehr gefördert hat, und es muß mit Freude konstatiert werden, daß nur die Russenfrage mit ihren Nebengebieten Gegensätze in die Erscheinung treten ließ.

Sportliches

Sport am Sonntag.

Ruch Bismarckhütte — Wisla Krakau.

Im fälligen Meisterschaftsspiel der Landesliga, begegnen sich am Sonntag auf dem 1. F. C.-Platz in Kattowitz um ½5 Uhr obige Gegner. Wer Wisla Krakau ist, das weiß jeder Sportsmann in Polen. Wisla ist immer noch Spitzenführer in der Meisterschaftstabelle und wird sich wohl auch nicht von derselben verdrängen lassen. In der ersten Serie unterlag Ruch in Krakau nur knapp, und wie man sieht, scheint bei Ruch wieder der alte Kampfgeist aufgewacht zu sein, gelang es doch Ruch, Pogon Lemberg, einen der Meisterschaftsfavoriten am vergangenen Sonntag sogar in Lemberg zu schlagen. Wisla tritt mit der vollen Mannschaft an, und wenn Ruch derselben seine bekannte Energie entgegensetzt, so ist der Kampf für Ruch nicht aussichtslos.

1. F. C. Kattowitz — Touristen Lodz.

Der 1. F. C. pilgert nach Lodz, um daselbst das Meisterschaftsspiel in der zweiten Serie auszutragen. Das erste Spiel konnte 1. F. C. mit viel Glück gewinnen, obs ihm auch dort gelingen wird? Wenn in der 1. F. C.-Mannschaft nicht wieder Umstellungen vorgenommen werden und die Mannschaft nicht auf ihren Lorbeeren ruhen will, so kann sie einen Sieg nach Hause bringen.

Freie Turner Königshütte 1 — A. T. V. Kattowitz 1.

Am Sonntag, den 28. August begegnen sich auf dem Dianaplatz vormittags 10 Uhr obige Gegner. Nach langer Zeit treten wieder mal die Freien Turner Königshütte zu einem Handballspiel an und man kann hoffen, daß beide Gegner ein schönes und faires Spiel liefern werden.

Vorher spielen die zweiten Mannschaften und die Zöglinge von den Freien Turnern Kattowitz gegen die gleichen von A. T. V. Kattowitz. Auch sind interessante Spiele zu erwarten.

Deutsch-Oberschlesien

Deutscher Rundfunk.

Gleiwitz Welle 250 — Breslau Welle 322,6.

Allgemeine Tageseinteilung:

11,15: Wetterbericht, Wasserstände der Oder und Tagesnachrichten. 12,15—12,55: Konzert für Versuche und für die Industrie. 12,55: Nauener Zeitzeichen. 13,30: Zeitansage, Wetterbericht, Wirtschafts- und Tagesnachrichten. 13,45—14,45: Konzert auf Schallplatten. 15,30: Erster landwirtschaftlicher Preisbericht und Pressenachrichten. 17: Zweiter landwirtschaftlicher Preisbericht (außer Sonnabend). 18.45: Wetterbericht und Ratschläge fürs Haus. 22: Zeitansage, Wetterbericht, neueste Pressenachrichten und Sportfunkdienst.

Sonntag, den 28. August 1927. 8,30—9,30: Uebertragung aus Gleiwitz: Morgenkonzert der Kapelle der Freiwilligen Feuerwehr Gleiwitz. — 11: Uebertragung aus Gleiwitz: Katholische Morgenfeier. — 12: Uebertragung aus Breslau: Gitarre-Kammermusik. — 14: Rätselfunk. — 14,15: Zehn Minuten für den Kleingärtner. — 14,30: Schachfunk. — 15,15: Märchenstunde. — 16—17,30: Heiterer Nachmittag. — 17,30: Autorenstunde. — 18,15: Alte Klaviermusik. — 19—19,30: Stunde des Landwirts. — 19,35—20,05: Abt. Welt und Wanderung. — 20,20: Stunden mit Goethe. — 22,30—24: Uebertragung aus der „Bonbonniere": Tanzmusik der Kapelle Otto Weber.

Montag, den 29. August 1927. 16,30—18: Wiener Weisen. — 18: Abt. Welt und Wanderung. — 18,50—19,20: Für den Sendebezirk Breslau: Abt. Heimatkunde. — 18,50—19,20: Für den Sendebezirk Gleiwitz: Stunde der Deutschen Reichspost. — 19,20 bis 19,50: Abt. Kulturgeschichte. — 20: Schlemmereien. Heiterer Vortragsabend. — 21: Das auslanddeutsche Lied.

Versammlungskalender

Kattowitz. (Bauarbeiter.) Sonntag, den 28. d. Mts., findet die fällige Bauarbeiter-Versammlung um 10 Uhr vormittags statt und zwar im Saale des Zentralhotels.

Siemianowitz. (Vorstand der D. S. A. P.) Am Montag, den 29. August, abends 7 Uhr, findet im Büro des D. M. V. eine Vorstandssitzung der D. S. A. P. statt, zu welcher die sozialistischen Gemeindevertreter eingeladen sind. Die Genossen Kowoll und Matzke nehmen daran teil.

Siemianowitz. („Arbeiterwohlfahrt".) Am Mittwoch, den 31. August, abends 7 Uhr, findet im Vereinszimmer des Herrn Generlich, Richterstraße, eine Versammlung der Frauengruppe „Arbeiterwohlfahrt" statt. Als Referentin erscheint Genossin Kaplonek aus Hindenburg. Jede Genossin muß eine Freundin zu der Versammlung mitbringen.

Bismarckhütte. („Freie Sänger".) Die Gesangsstunden des gemischten Chores finden regelmäßig am Dienstag und Freitag, abends 7½ Uhr, im Lokal des Herrn Paschek (früher Beihoff) statt. Um regelmäßiges und pünktliches Erscheinen des Chores wird dringend ersucht.

Königshütte. (Achtung, Ortsausschuß!) Sonntag, den 28. August 1927, nachmittags 3 Uhr, findet eine Ortsausschuß-Sitzung statt. Pünktliches Erscheinen aller Delegierten erforderlich. Bei Nichterscheinen ist ein Ersatzmann zu stellen.

Königshütte. (Maschinisten und Heizer.) Am Sonntag, den 28. August, vormittags 9½ Uhr, findet im Volkshaus Königshütte eine Mitgliederversammlung des Zentralverbandes der Maschinisten und Heizer statt. Vollzähliges Erscheinen der Mitglieder ist Pflicht. Referent zur Stelle.

Königshütte. (Freie Bildungsgemeinschaft.) Sonnabend, den 27. August, abends 8 Uhr, findet die Sitzung der Freien Bildungsgemeinschaft statt. Wegen der Wichtigkeit dieser Sitzung ist es erforderlich, zahlreich und pünktlich zu erscheinen.

Nikolai. („Freie Sänger".) Am Sonnabend, den 27. August, abends ½7 Uhr, findet im Vereinslokal eine Vorstandssitzung statt. Vollzähliges Erscheinen aller Vorstandsmitglieder wird dringend ersucht.

Vermischte Nachrichten

Versuche zur Dunkelfärbung von Schmetterlingen.

Ueber interessante Versuche an einigen Schmetterlingsarten, die in England vorgenommen worden sind, wird in den „Naturwissenschaften" berichtet. Es war aufgefallen, daß ganz plötzlich in bestimmten Gegenden dunkel gefärbte Formen auftraten, die früher nie beobachtet worden waren, und daß sie dann so schnell zunahmen, daß sie die normalen heller gefärbten zum Teil vollständig verdrängten. Dieses Auftreten dunkler Formen wurde aber stets nur in der Nähe von Industriegebieten gefunden und zwar im Ruhrgebiet, in Oberschlesien, in der Umgebung der amerikanischen Stadt Pittsburgh, so gut wie in England. Die englischen Forscher Harrison und Garrett kamen auf die Vermutung, daß die in der Nähe von Fabriken rauchgeschwärzten Blätter der Pflanzen, die den Schmetterlingsraupen als Nahrung dienten, die Ursache dieser Veränderung der Färbung seien. Sie stellten Versuche mit Raupen dreier verschiedenen Arten an, die mit künstlich infiltrierten Blättern oder mit solchen aus der Umgebung einer rauchigen Fabrikstadt gefüttert wurden, trat niemals die Dunkelfärbung auf. Bei den mit infiltrierten oder rauchigen Blättern gefütterten Raupen traten dagegen bei allen drei Arten zwar nicht in der ersten Generation, wohl aber in den folgenden zahlreiche dunkelgefärbte Exemplare auf. Für die Frage der Entstehung von plötzlichen Veränderungen, sogenannten Mutationen, bei bestimmten Arten, die sogar Anlaß zur Bildung ganz neuer Arten sein können, dürften diese Versuche von besonderem Werte sein.

1¼ Millionen auf eine Karte!

Der größte Einsatz im Bakkarat, der bisher in den Spielsälen des französischen Modebades Deauville gemacht wurde, ist von einem amerikanischen Millionär gewagt worden. Sein Name wird geheim gehalten, man weiß nur soviel, daß er von ungarischer Herkunft ist, und ein großes Vermögen in Grundstücksspekulation erwarb. Er verlor vor einigen Tagen 2 Millionen Franks und beschloß, diese wiederzugewinnen. Stundenlang setzte er unaufhörlich und als er einen Gewinn von 1¼ Million hatte, wagte er diesen auf eine einzige Karte. Er gewann. Man schätzt, daß er, als er sich vom Spieltisch erhob, nicht nur die 2 Millionen Franks, die er verloren, zurückgewonnen hatte, sondern noch weitere 2 Millionen Franks dazu.